

Illustrirte Frauen-Zeitung

Best 5, 1. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverland fl. 1.60).

— Berlin und Wien, 1. März 1899. —

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverland fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(4. Fortsetzung.)

Wie roth-bunt der Wald noch war! Durch all die braun-goldenen Buchenwipfel drängten sich grüne Tannenhäupter. Die Wiesen des Billthales lagen in saftiger Sommer-Neppigkeit, und die Herbstsonne schien fröhlich auf das Idyll. Der Zug raste durch den Sachsenwald, und Martha trocknete die letzten Thränen, um auszugucken. Hinter Büchen ward die Gegend reizlos. Aber Martha schien der Blick weit und die Welt groß. Die Ebene zog sich meist in graubraunen, ungepflügten Feldern hin, fern am Horizont gab es manchmal einen blaudunkeln Streifen von Kiefernwald.

Das Damen-Coupée dritter Klasse hatte nur zwei Insassen. Eine dicke, alte Frau und Martha. Schon zwischen Hamburg und Bergedorf, der ersten Station, hatten sie einander erzählt, wer sie waren und wohin sie wollten. Die alte Frau, die in Wittenberge aussteigen und von da über Land zu einem verheiratheten Sohn fahren wollte, wunderte sich im Stillen immerzu, daß Eltern „das“ erlauben könnten: Künstlerin zu werden! Und Martha wunderte sich, daß die Frau eher mitleidig als ehrfurchtsvoll mit ihr sprach.

Schon bei Hagenow glaubte Martha, vor Ungeduld zu vergehen. Sie holte ihr Körbchen aus dem Gepäck, aß ein belegtes Rundstück und las dazu noch einmal alle Kritiken über ihr Konzert.

Sie waren überraschend nachsichtig. Alle hoben hervor, daß die Kunst-Novize das Konzert gegeben habe, um sich Mittel zu weiterem Studium zu schaffen. Ihrem Lehrer machte man einen Vorwurf daraus, daß er seine Schülerin die Arie aus Oberon habe singen lassen, eine Aufgabe, an der selbst große Sängerinnen scheiterten. Und alle sagten, daß in der zweiten Hälfte des Konzertes, als die begreifliche Angst geschwunden gewesen sei, die junge Sängerin Proben eines echten und sehr verheißungsvollen, künstlerischen Temperamentes gegeben habe.

Mit nicht minderem Wohlgefühl, als diese Aussprüche, las Martha die begeistertsten Hymnen auf Alban Desowshy.

Er! Er! Wenn sie erst sein Weib sein würde! Oh, arbeiten wollte Martha, um seiner würdig zu werden!

Hafenkamp hatte ihr, um sie ein wenig über das Musikleben der letzten zwanzig Jahre zu unterrichten, einen Haufen alter Musik-Zeitschriften gegeben. Darin hatte sie von einem berühmten Geiger und seiner Frau, die Sängerin war, als vom Geigerkönig und seiner Königin gelesen. Das schwebte ihr nun immer vor, ein solches Paar würden auch sie sein: Alban und Martha Desowshy!

Aus den heißen Träumen riß ihre Reisegefährtin sie mit der Frage, ob sie denn in Berlin auch eine anständige Unterkunft habe, es wimmelte da von Hochstaplern, Bauernsängern und Betrügern.

Etwas hochmüthig und überlegen sagte

Martha, daß sie in einer Beamten-Familie Wohnung und Pension habe.

In der That sah sie dieser Beamten-Familie nicht ganz so zuversichtlich entgegen.

Die rastlos fürsorgende Senatorin Benfeld hatte eine Anzeige in die Wossische Zeitung setzen lassen; für

eine Musikschülerin wurde da bei ehrbaren, streng denkenden Leuten in Berlin W. Unterkunft gesucht. Viele Anerbietungen waren eingelaufen, die Senatorin hatte gerathen, diejenige anzunehmen, wo Frau Vertikow, Körnerstraße 8 III, sich anbot, Martha für achtzig Mark per Monat zu nehmen. Frau Vertikow hatte ge-



Ruhepause. Nach dem Gemälde von E. Rau.

schrieben, daß ihr Mann Kassenbote bei der Reichsbank, und ihre einzige Tochter in Breslau verheiratet sei. Besonders dieser letztere Umstand hatte etwas Verheißungsvolles für die Senatorin gehabt. Eine Frau, die ihre einzige Tochter hatte fortgeben müssen! Wie mütterlich würde sie sich des jungen Mädchens annehmen!

Martha aber hatte eine seltsame Furcht: diese Frau konnte sie hindern, Alban zu sehen, weil er nicht ihr erklärter Verlobter war. Daß sie sich aber erst förmlich verloben konnten, wenn Martha etwas geworden war, stand für sie fest.

Die langen Reisetage gingen zu Ende. Im hellen Mittagslicht kam Martha in Berlin an.

Eine namenlose Aufregung ließ sie wie im Fieber zittern.

Das Unbekannte stand vor ihr, mit seinem ganzen drohenden, dämonischen Reiz.

Sie war keine von den Starren, die fast einer neuen Welt entgegenblicken, mit dem Vorsatz, sie sich zu erobern; sie war eine von den Empfänglichen, die bebend warten, was die neue Welt ihnen bringen wird.

Wie ihr in Hamburg eingeschärft worden war, fuhr sie mit einer Droschke, ihren Schloßkorb auf dem Bod, nach der Körnerstraße.

Sie war enttäuscht. Sie hatte etwas Neues, total anderes erwartet. Hier war es beinahe ebenso, wie auf dem kleinen Pulverteich, nur daß der krumm lief, und die Körnerstraße gerade ging. Auch Frau Vertikow muthete sie überraschend und vertraut an. Sie gemahnte an Martha's Mutter, trug ein ähnliches, vertragenes Kleid und hatte nur einen verdrossenen, leidenden Zug im Antlitz. Ja sogar Martha's Stube gleich der Wohnstube bei Inspector Meyer's. Ein Klavier mußte Martha sich erst mieten. Sonst war alles da, wie daheim: Sopha, Tisch, Stühle, Kommode und ein Bett dazu, vor welchem, das einzig Leuchtende im Zimmer, ein billiger, blaubunter, japanischer Paravent von Papier im Holzrahmen stand.

Aber dieser Paravent ward Martha's Trost. Seine Fremdartigkeit, seine Farben gaben ihr die Illusion von künstlerischer Eleganz. Es war doch eine andere Note in dem ganzen Accord.

Frau Vertikow war ganz nett gegen Martha und trug ihr gleich Essen herein: Eisbein und Sauerkraut, denn es war gerade Donnerstag. Dabei unterhielt sie sich ein wenig.

Martha's Stube hatte zwei Fenster nach vorn und einen directen Ausgang nach dem Treppenhause. Nebenan die einfenstrige Stube nach der Straße bewohnten Vertikow's. Von dieser Stube kam man auf einen kleinen, dunkeln Flur, auf welchen der eigentliche Etagen-Eingang führte. Rückwärts an den Flur schloß sich eine große, helle Küche, wo Vertikow's auch schliefen. Das war die ganze Wohnung.

„Det hat woll 'n bessern Schick, Fräulein, wenn Sie Ihre Visitenkarte auf meine Flurthür, unter unsern Namen anheften, so dat die Leute, die zu Ihnen kommen, sich so zu sagen erst müssen bei mir melden. Wenigstens fremde Menschen. Wat so Ihre Freundinnen und Kolleginnen sind, können ja directemang bei Ihnen kloppen, — denn für unnütze Lauferei, wissen Sie, da bin ich nich für. Ich hab' auch meinen Budel voll Arbeit.“

„Ach, Frau Vertikow,“ sagte Martha, tapfer das ihr neue und unliebe Gericht essend, „mich wird wohl kein Mensch besuchen. Ich bin ganz fremd in Berlin und will nur tüchtig lernen. Nur vielleicht, — ein Herr, — — es kann sein, daß ein Herr, — — es ist, — — ich hoffe, — — ich glaube — — —“

Sie stotterte und war blutroth.

„Hab'n Sie woll 'n Bräutigam?“ fragte Frau Vertikow trocken.

„Ach nein, — noch nicht wirklich, — aber ich glaube, — wenn ich erst etwas bin, — — ich hoffe — — —“

„Na,“ sagte Frau Vertikow ohne Erstaunen, „wenn Ihre Mutter nichts jejen hat, dat der Herr 'mal vörpricht — —“

„Das hat Mama gewiß nicht,“ rief Martha eifrig, „Mama will mein Glück.“

„Is jut,“ sprach die Frau, „wenn es ein ordentliches Verhältnis is! Det sag' ich Ihnen ein für alle Mal: so als uff 'n kleines Kind kann ich nich uff Ihnen passen. Det is in Berlin unmöglich.“

Dann gab Frau Vertikow Martha noch den Rath, sehr genau Ordnung in ihren Finanzen zu halten, und überließ ihre Einwohnerin sich selbst.

Keinen Tag und keine Stunde zu verlieren, war Martha's Vorsatz. Ehe sie noch auspackte, wollte sie zwei Dinge erledigen: ein Klavier mieten und an Alban Desjowsky schreiben.

Der Text dieser Zeilen stand schon seit Tagen fest: „Ich bin jeben in Berlin angekommen und wohne bei Frau Vertikow, Körnerstraße 8, drei Treppen.“

Martha Meyer-Lambert.

An Herrn Alban Desjowsky, Hotel Bellevue.“

Ein Geschäft, wo Martha ein Klavier mieten konnte, beschrieb ihr Frau Vertikow. Es war in der Potsdamerstraße, ganz nahe, und Martha, die ja schließlich ein Großstadtkind war, fand sich ohne Zagen zurecht.

Fünfzehn Mark Miethe sollte es per Monat kosten, pränumerando zu bezahlen.

Am ersten Abend saß Martha still bei ihrer Lampe am Tisch. Ihre Sachen waren ausgepackt, das Klavier stand an seinem Plage. Ein wunderbares Gefühl überkam Martha: das, ihr eigener Herr zu sein! Niemand störte sie, — da waren keine lauten Knaben in all der breitpurigen Wichtigkeit und Härte ihrer Flegeljahre; keine verzogene Mimi, die alle Augenblicke jaulte, daß ihr die Brüder etwas thäten; keine rastlos beredtsame Mama, die jede Kleinigkeit zwanzigmal mit der Tochter besprach; kein übelkanniger, nörgelnder Vater.

Welch ein Friede und welche Freiheit! Da konnte man doch ungestört arbeiten und ungestört glücklich sein.

Martha hatte Alban's Bild in einem bescheidenen Rahmen vor sich. Es stand neben dem Lampenfuß und war vom weißen Licht glanzvoll bestrahlt.

Vor sich hatte Martha einen Bettel und stellte ihr Budget auf.

Das Konzert hatte einen großen finanziellen Erfolg gehabt, aber anstatt der gehofften tausend Mark doch nur gegen sechshundert eingebracht. So mußte es denn umgekehrt werden: anstatt der fünfhundert auf die Police, mußte Papa Meyer darauf tausend aufnehmen. Er that es ohne Sorgen, denn man sah ja: in ein paar Konzerten hatte Martha es herein. Je sparsamer sie nun lebte, desto länger konnte sie in Berlin bleiben. Der Bettel trug schon allerlei Biffen:

80 Mark Pension,

15 Mark das Klavier,

5 Mark für Wäsche,

8 Stunden bei Professor Mey à 20 Mark, zusammen hundertsechszig Mark.

Dann kam ein kleiner Posten für das Glas Bier zum Abendbrod, für die Lampe — — — — —

Ach, Martha fing beinahe an zu weinen. Sie wagte nicht zu addiren.

Vielleicht ging Mey darauf ein, daß sie ihm später, wenn sie erst verdiente, die Hälfte ihrer Studiengelder abzahlte.

Am anderen Morgen ging sie hin; in einem sehr warmen Schreiben hatte die Senatorin Bensfeld ihren Schützling dem berühmten Lehrer empfohlen. Mit mehr Angst, als sie an ihrem Konzertabend empfunden, stieg Martha die Treppe eines sehr eleganten Hauses in der Lützowstraße empor und wurde auch sogleich in ein großes Zimmer gelassen, worin außer einem Flügel nur Stühle und Notenregale sich befanden.

Der Professor trat alsbald ein, ein untersefter, härtiger Mann, mit einem nervösen Zug von der Nase zum Mundwinkel und freundlich ernstem Blick.

„Martha Lambert?“ fragte er. „Wir ist, als habe ich von Ihnen gehört —“

„Frau Senator Bensfeld hat wohl über mich geschrieben —?“

„Richtig, richtig. Sie wollen Konzertsängerin werden. Legen Sie ab. Wir werden sehen.“

Während Martha Hut und Jacke abnahm, setzte Mey sich an den Flügel.

Nun begann eine Prüfung, bei der sich Martha die Stirn feuchtete. Die kühnsten Intervalle mußte sie nehmen, und endlich ein Lied vom Blatt singen, das sie nicht kennen konnte, denn es war eine eigene, ungedruckte Composition Mey's, in welche er mit Vorsatz allerlei rhythmische Schwierigkeiten gehäuft hatte.

Nach einer starken halben Stunde klappte der Professor den Flügel zu, stand auf und sagte einfach:

„Offenbar sehr musikalisch! Stimme klein, glanzlos, verbildet. Ihr Lehrer versteht vom Singen soviel, wie die Kuh vom Hütenblasen. Es wäre besser gewesen, Sie wären gleich zu mir gekommen. Na, in drei Jahren den' ich, haben wir eine große Stimme mit strahlender Höhe. Das heißt, für die Größe kann ich nicht garantiren, für die Ausbildung — ja!“

„In drei Jahren,“ stotterte Martha, „in drei Jahren?“

„Dilettanten nehm' ich für beliebige Zeit an,“ sagte er, „Berufssängerinnen nicht. Ich hab' es satt, daß sich da allerlei Volk „Mey-Schülerin“ nennt, das bloß ein paar Monat die Rajenspiße in meine Methode steckt.“

„Wenn ich nur die Mittel — —“ Martha konnte kaum sprechen. Der Schreck lastete noch auf ihr.

„Ich will Ihnen was sagen, Kind,“ begann Mey mit wirklichem Wohlwollen, „mir scheint, Sie haben eine außergewöhnliche musikalische Intelligenz. Da können wir es so machen: Sie nehmen zweimal die Woche je eine halbe Stunde. Wenn Sie den Kern meiner Absichten und Ansichten erfassen und sehr fleißig sind, haben Sie ebensoviel davon, wenn ich Sie zweimal je eine halbe Stunde controllire, als wenn Sie zwei ganze Stunden nehmen. Die Haupt-Garantie des Erfolgs liegt doch in Ihnen, nicht in mir.“

Martha nickte. Eine Centnerlast fiel ihr vom Herzen. Anstatt hundertsechszig Mark, kostete die Ausbildung nur achtzig per Monat. Thörichterweise schien es ihr, als seien damit Jahre gewonnen. Und dann schossen ihr gleich allerlei Pläne durch den Kopf: sie wollte Klavierstunden geben; sicher würde auch ihr Vater noch einmal Geld aufnehmen. Und so blieb Mey denn im Glauben, sie wolle bei ihm studiren, so lange er es nöthig fände, und Martha ging muthig heim.

Das neue Leben konnte nun anfangen. Es war durchsonnt von der Erwartung auf Alban. Aber Tag um Tag ging hin, ohne daß er kam oder schrieb.

„Er ist gewiß auf einer Konzertreise,“ dachte Martha.

Indem sie auf ihn wartete und in der großen Stille ihrer Tage, in denen sie nur sich selbst lebte, verknüpften sich ihre Gedanken immer fester mit ihm. Er war in ihrer Phantasie zugegen, wenn sie übte, wenn sie über die Straße ging, wenn sie aß, wenn sie ruhte. Ihr ganzes Dasein hatte nur den einen Zweck: um jeinetwillen. Sie vergaß ganz, daß er nur einen einzigen Tag in ihrem Leben wirklich Fleisch und Blut gehabt, und daß er sonst nur war wie ein Phantom, das durch ihre Liebessehnsucht geschaffen wurde.

Niemals kam ihrer kindlichen und weltfremden Seele der Gedanke, daß jene Küsse nur eine Aeußerung augenblicklicher Temperaments-Aufwallung oder leichtfertiger Laune gewesen sein könnten.

Aber die Tage wurden allmählich doch recht lang.

Martha hatte in einem engen und sehr geräuschvollen Hauswesen gelebt. Nachdem die erste wundervolle und beinahe hochmüthige Freude an der Stille durchkostet war, kam langsam ein unruhvolles, quälendes Gefühl. Wenn sie doch nur einmal dem naseweisen Hans oder dem frechen Guido so einen kleinen scherzhaften Klaps geben könnte! Wenn doch nur einmal die gute Mama zärtlich rief:

„Martha, komm zu'n Essen!“

Aber niemand kam und niemand rief, und still und allein saß Martha.

Ihr Mitleidungs- und Anschmiegungsbedürfnis trieb sie endlich zu dem Versuch, sich Frau Vertikow zu nähern, die sie eigentlich nur sah, wenn das Essen kam.

Frau Vertikow saß den ganzen Tag nebenan und nähte Unterröcke. Seide und Spitzen lagen gehäuft auf dem Tisch, und so wunderbare Röcke von gelber oder rosa Seide mit vielem düstigen Besatz entstanden unter ihren stinken Fingern. Lange dachte Martha darüber nach, warum die Frau sich so plage. Endlich wagte sie einige Fragen, als sie einmal müßig stand und zusah, während Frau Vertikow's Hand mit Nadel und Faden immer auf und nieder ging.

„Ist Ihr Mann nicht Kassenbote an der Reichsbank?“

„Ist er.“

„Verdient er da nicht recht hübsch viel Geld?“

„Thut er.“

Martha hatte den eiligen, freundlichen Mann kaum noch gesehen. In Hamburg hatten sie gesagt: wenn der Mann die Stellung hat, ist es allein schon Garantie, daß es zuverlässige, ordentliche Leute in auskömmlichen Verhältnissen sind, und sie vermieteten vielleicht nur ein Zimmer, um an so einem jungen Mädchen ein bißchen Gesellschaft zu haben.

Nun sah Martha wohl, daß man ihre Gesellschaft nicht brauchte und daß die Verhältnisse offenbar doch nicht auskömmlich waren.

„Warum arbeiten Sie sich denn so schrecklich ab?“ fragte sie endlich.

„Weil der Lump, der Kerl, was unser Schwieger-sohn is, mein armes Kind die Butter vom Brod nimmt. Nich satt und nich warm hätt' sie's, wenn wir nicht immer schicken und schicken,“ sprach Frau Vertikow finster.

„Oh, — —“ sagte Martha hüßlos.

„Ja, das Mannsvolk!“ setzte Frau Vertikow voll Energie hinzu.

Dazu wußte Martha nun nichts zu sagen. Aber ein natürliches Gefühl regte sich in ihr.

„Darf ich Ihnen manchmal etwas helfen?“ fragte sie leise.

Die Vertikow sah an ihr hinauf, und ein Schimmer von Freundschaft flog über ihr vergrämtes Gesicht.

„Nu ja, — wenn Sie mögen.“

Von da an hatte Martha ein besseres Heimatsgefühl im Vertikow'schen Hausstand.

Und immer kam Alban noch nicht. Das Hotel, in dem er wohnte, kannte Martha nun. Sie ging täglich daran vorbei, wagte aber nicht, den Portier zu fragen, ob Herr Desow'sky auf Reisen sei. Ihre Sehnsucht nach ihm wuchs und nagte verzehrend an ihr.

Ihn nur einmal sehen, — nur einmal seine Stimme hören. —

Auch nach seinem Rath verlangte sie dringend. Er, der ein so großer Musiker war, mußte doch auch etwas vom Gesang verstehen. Sie wollte hören, ob er schon eine Veränderung in ihrem Tonansatz merke. Ob er es für ein schlechtes oder ein gutes Zeichen hielt, daß ihr der Hals förmlich roh innerlich schien und sehr schmerzte. Denn die Methode Hasenkamp war eine ganz andere gewesen wie die Methode Klein. Hasenkamp war dafür, die Stimme zu schonen und kleiner zu machen, damit sie nachher wachse. Klein trieb Höhe und Kraft bis zur äußersten physischen Möglichkeit.

Der November ging seinem Ende entgegen. Schnee fuhr fast wagemuth auf den Flügeln eines pfeifenden Ostwindes durch die Luft. Martha saß auf ihrem Sopha am Tisch und transponirte ein Lied. Das Licht der Lampe beschien hell das Notenpapier. Auf einem Teller lag eine große, mit billiger Würst belegte Stulle, und eine Flasche Papenhofers stand daneben. Martha wollte aber nicht eher sich das Abendbrod gönnen, ehe sie ihr Lied glücklich in der anderen Tonart aufgeschrieben.

Sie war heute besonders zuversichtlich. Professor Klein hatte ein ermunterndes Wort über ihren Fleiß gesagt, und triumphirend dachte sie gleich „oh, ich werde ihm schon zeigen, daß ich keine drei Studienjahre brauche!“ Außerdem war ihr heute die erste Schülerin geworden. Im Stadtwirthe unter Vertikow's wohnte ein Wollwaren-Händler, der sein Ladengeschäft in der Leipzigerstraße hatte. Dem Töchterchen dieses Mannes durfte Martha nun zweimal in der Woche die Anfänge des Klavierspiels einpaulen. Zwar nur fünfzig Pfennige brachte jede Stunde ein, aber es war doch ein Anfang. Martha sah schon die Möglichkeit voraus, sich allein zu unterhalten.

Nun war ihr so froh zu Muthe und auch so ahnungsvoll, als würde dieser Glückstag nicht zu Ende gehen, ohne ihr von Alban ein Zeichen zu bringen.

Es mochte acht Uhr sein, als Frau Vertikow den Kopf zur Thür hineinsteckte.

„Fräulein,“ sagte sie, „da ist Einer. So'n pol'n'schen Namen hat er. Ist es vielleicht der, uff den Sie immerzu jewart' haben?“

Martha sprang auf.

„Ja,“ schrie sie, „ja!“

Es fiel Alban Desow'sky gar nicht ein, im Flur bei Dämmerchein und Petroleumdunst zu warten, sondern er folgte der Frau auf dem Fuße, schob sie nun bei Seite und rief:

„Guten Abend. Da bin ich endlich!“

Martha stürzte ihm entgegen, warf sich in seine Arme und fing herzbrechend an zu weinen. Sie hatte so lange, ach so schrecklich lange gewartet, — nun erst begriff sie ganz, wie schwer es gewesen war.

Frau Vertikow schloß sachte die Thür.

Großmüthig und geduldig ließ Alban Martha sich ausweinen. Als er merkte, sie fange an, sich zu jammeln, fragte er scherzhaft:

„So traurig bist Du, daß Du mich wieder siehst?“

Da mußte sie lachen und richtete sich auf.

„Nett wohnst Du hier,“ sagte er und sah sich um.

Da fiel Martha die Würststulle und die Flasche Papenhofers ein. Sie genierte sich furchtbar. Ihr schien, als müßten diese profanischen Ernährungsmittel sie in seinen Augen herabsehen. Wenn sie die Sachen doch hätte wegzaubern können! —

„Nun komm' und erzähl' mir, wie Du lebst,“ sagte er und zog sie zum Sopha. „Gehst Du viel aus? Ins Konzert? Ins Theater?“

„Ach nein. Das kostet zu viel. Später will Klein mir Freibillets verschaffen. Ich habe nur meinen Studien gelebt,“ erzählte Martha und setzte leise hinzu: „ich war sehr allein!“

Nachdem Desow'sky somit sicher war, daß Martha ihn nirgendwo gesehen haben konnte, sprach er zärtlich.

„Armes Schäfchen! Ich bin erst seit gestern wieder da. Aber wenn ich darf, guck' ich von nun an abends manchmal vor.“

„Wenn Du darfst? —“ wiederholte Martha, „Du weißt, wie selig — — —“

Er gab ihr einen Kuß.

Dann rechte er sich.

„Hier ist es friedlich. Hier ist gut sein. Hierher folgt mir keine Arbeit und keine Eifersucht, keine Kritiker und keine Konzert-Agenten. Und von Musik woll'n wir gar nicht reden, — nicht? Ah, — Ruhe, Ruhe!“

Martha schwieg verwirrt. Nicht von Musik reden? Und sie wollte ihn doch nach so Vielem fragen.

Er zog sie wieder an sich. Uebermüthig rief er: „Wie das reizend ist, — so ein bißchen ganz heimliches Glück! Niemand kennt Dich, niemand weiß, daß ich Dich kenne. Niemand kann mich hier suchen und entdecken. Wie auf einem Eiland sitzen wir hier, und ein Ocean wogt zwischen uns und der übrigen Menschheit.“

Zaghaft flüsterte Martha: „Aber es muß auch schön sein, allen Menschen sein Glück verkünden und zeigen zu dürfen.“

„Ein echter Weiberwunsch!“ neckte er, „Ihr Mädeln möchtet am liebsten in die Zeitung setzen, als Verliebte empfehlen sich —“

„Als Verlobte,“ fiel Martha ein und erschrak vor ihrer Kühnheit.

Er that, als sei es bloß eine schlagfertige, ganz unpersonliche Antwort, und sprach ernst:

„Ehe Du ans Verloben und Heiraten denkst, mußt Du Dir eine Position machen.“

„Ja, ja“ rief sie und nahm es für die Bedingung, von welcher ihr Glück abhing, „ich werde so fleißig sein, wie noch nie eine Schülerin gewesen ist!“

Draußen pffiff der Wind, und in der warmen, stillen, hellen Stube freute Martha sich nun der Gegenwart des geliebten Mannes. Unter Zärtlichkeit und Scherzen flog die Zeit.

Gegen zehn Uhr steckte Frau Vertikow den Kopf zur Thür hinein.

„Punkt zehn wird das Haus geschlossen!“ mahnte sie.

Als Alban gegangen war, mit dem Versprechen, so bald wieder zu kommen, als seine sehr knappe Zeit erlaube, kam Frau Vertikow noch einmal herein.

Sie sah Martha an, die einen ganz rothen Kopf und blanke Augen hatte.

„Nu, — wie ist es denn?“

„Deffentlich verloben können wir uns erst, wenn meine Studien vollendet sind,“ sagte Martha und fiel der alten Frau um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Der Ursprung des Ornaments.

Von Hermann Verdrow.

Wenn es sich bei der Erfindung von Ornamenten nur um Wiederholung oder Combination geometrischer Formen handelte, so wäre der Umstand unerklärlich, daß die Verzierungskunst jedes Naturvolkes ihren eigenthümlichen, ganz bestimmt ausgeprägten Stil zeigt, der dem Ethnologen ermöglicht, die Herkunft ornamentirter Geräthe mit Sicherheit zu erkennen. Mühsam müssen die Quellen der Ornamentik auf einem anderen Felde sprudeln, wenn schon nicht geleugnet werden kann, daß sie sehr häufig in den breiten und seichten Strom rein geometrischen Formenweßens münden. Wie alt aber sind diese Quellen, d. h. in welche Kultur-Epoche müssen wir zurückgehen, um das erste Ornament zu entdecken?

Der Mensch der älteren Steinzeit, dessen einzig auf der Jagd beruhende Kultur etwa 20—30000 Jahre hinter uns liegen mag, war mit bedeutenden Kunsttrieben begabt. Wir bewundern die aus Elfenbein geschnittenen Nachbildungen der menschlichen, besonders der weiblichen Gestalt, die so naturalistisch gehalten sind, daß der Forscher von ihnen auf das körperliche Aussehen der Rasse schließen zu können glaubt; wir staunen über die Gravirungen in Stein und Knochen, durch welche der Künstler seine Jagdthiere, vom Rammthier bis zum Renntiere, verewigt. Aber ein Ornament aus jener Epoche suchen wir vergebens, und in Uebereinstimmung damit vermessen wir es auch bei denjenigen Volksstämmen der Gegenwart, deren Kulturstufe sich nicht über die der paläolithischen Zeit erhoben hat, bei den ausgestorbenen Tasmaniern und Pygmäen des dunkeln Erdtheils. Auch ihnen fehlt der Körperschmuck, die Tättowirung, das Ornament, falls nicht Entlehnungen bei den benachbarten Nigritiern stattgefunden haben. Und was hätte man ornamental verzieren sollen? Etwa die roh zubehauenen Flintwerkzeuge, die nothdürftig zugerichteten Weib- und Knochen-Artefakte? Es mangelte an der materiellen Unterlage, auf der das Ornament sich entwickeln muß. Der Mensch der Jagdzeit besaß außer den erwähnten Stücken keinen Hausrath, wie er denn als Wohnung, neben Höhlen und Felsenhöhlen, wohl nur die primitivsten Laubhütten zu benutzen wußte.



Fig. 1.

Bohnstäden aus Holz, Flechtwerk und Lehm, entfiel eine Fülle von Geräthen, deren man zur Aufbewahrung, Zubereitung und Verarbeitung der Gaben des Feldes und der Herde bedurfte. Die neue Kulturstufe eröffnet auch der Frau ein weites

Gebiet neuer Thätigkeit, und während die naturalistische Darstellungsweise der älteren Steinzeit die Hand des Mannes vertritt, glauben wir in den ornamentirten Kunstzeugnissen der neolithischen Kultur den Geist und die Wirkungsweise des Weibes zu erblicken. Erzeugnisse der Keramik zeigen das erste Ornament.

Getrocknete Thierhäute bildeten wohl die ersten Aufbewahrungsgeräthe: in roher Form, als Schlauch, benutzte sie der Nomade, in verfeinerter Gestalt, als Koffer, der civilisirte Mensch noch heute. Dann schritt man zur Herstellung von Gefäßen aus Lederstreifen, ein Fortschritt, da man durch Flechten dem Material eine passendere Form geben konnte. Aber der Stoff selbst war noch zu ungeschmeidig: sein Erfass durch Zweige oder Bast konnte nur eine Frage der Zeit sein. Wir wissen, daß geflochtene Gefäße von rohen Völkern so vorzüglich hergestellt werden, daß kein Tropfen der aufbewahrten Flüssigkeit hindurchsickert. Aber diese Geflechte haben einen Fehler: sie sind nicht feuerbeständig. Man beschmierte sie, wie das bei den Hüttenwänden vielleicht schon längst geschah, innen und außen mit Thon oder Lehm, und nun konnte man in ihnen kochen. Nun wird der Zufall vielfach zu der Entdeckung geführt haben, daß diese Erdarten auch ohne das bindende Geflecht zu gestalten seien. Vielleicht umgab man die Thongefäße anfangs immer noch, um sie haltbarer zu machen, mit Flechtwerk, das sich auf der plastischen Masse abdrückte und in dieser, wenn es verholzt und abgefallen war, seine gefälligen Linien zurückließ. Diese Eindrücke wollte das Auge auch bei den nur aus Thon geformten Gefäßen nicht vermissen, und so entstand das erste, das auf Krügen und Urnen so häufig auftretende Flechtornament. In den Verzierungen der uralten, noch vor Menes zu lebenden keramischen Erzeugnisse Aegyptens spielt die Form des Ornaments, welche auf das Nord- und Mattenflechten hinweist, eine hervorragende Rolle. Da giebt es z. B. Gefäße, deren Bemalung sie zu vollkommenen Abbildern jener großen Milchkörbe macht, welche die Somali noch heute mit großer Geschicklichkeit aus der zähen Wurzel einer strauchartigen Spargelart zu flechten verstehen. — Wir können uns, nachdem wir so die Entstehung eines, wahrscheinlich des ersten Ornamentes etwas ausführlicher verfolgt haben, im Folgenden kürzer fassen.

Neben dem Flecht-Ornament entstand aus Gründen der technischen Handhabung bei der Töpferei eine Reihe einfacher, unzählige Male wiederkehrender Verzierungen, z. B. die horizontalen Parallellinien und die Wellenlinien, die sich sowohl beim Handbetrieb wie beim Gebrauch der Drehscheibe von selbst ergeben und vom primitiven Gemüth, das in Bezug auf Flächen in der That einen horror vacui zu haben scheint, alsbald absichtlich zur Ausschmückung benutz wurden. Südamerikanische Indianer verfertigen hohe Gefäße lediglich durch Aufeinanderlegen langer, dünner Thonwulste. Vielleicht war diese Technik vor Erfindung der Töpferscheibe auch in anderen Gegenden gebräuchlich und die Ursache zur Anbringung von Wulst-Ornamenten. Auch das Fingernagel-Ornament wird zur Zeit der Handtöpferei sich von selbst ergeben haben. Aufgesetzte größere Thonklumpen und Tupsen, anfänglich ein Mittel zu bequemerer Handhabung der hohlen Gefäße, bildeten sich, in regelmäßigen Abständen aufgesetzt, vielleicht zum Budel-Ornament um.

Diese uraltesten und ureinfachsten Tierformen haben ihren Werth und ihre vorzugsweise gliedernde Bedeutung bis auf den heutigen Tag behalten. Aber nachdem in ihnen erst das Princip der Ausschmückung gegeben war, suchte der rege Geist des Menschen bald nach Erweiterungen dieses begrenzten Formenschatzes. Die Natur selbst bietet solche in den mannigfachen Mustern, mit denen sie ihre Geschöpfe verzieren. Da giebt es buntgezeichnete Früchte und Eier, prächtig gemusterte Vogelbälge, gefleckte und gestreifte Felle, fast geometrisch regelmäßige Schuppenpanzer bei Schildkröten und Fischen. Wie der Mensch sich dieser Fülle in natura freute, so suchte er sie auf seinem Hausgeräth auch bildlich festzuhalten. Mit engen Spiralen dicht bedeckte Gefäße des prähistorischen Aegyptens bringen den Nummulkstenfall der dortigen Gegenden zur Anschauung; andere sehen wir deutlich mit den schwarzen Schriftmustern des Eies der Seeschwabe bedeckt. Auf dänischen Gefäßen der Steinzeit findet sich das tierliche und schöne fünftheilige Ornament des Seeigel-Skeletts, das der Mensch der Borzeit ebenso wie der moderne Badegast aus dem Geröll am Strande oder aus den Kreidelagern hervorsuchte und bewundernd aufbewahrte.

Eine weit größere Anzahl von Ornamenten verdankt ihren Ursprung jedoch der Nach- und Umbildung menschlicher Gestalten und thierischer wie pflanzlicher Gebilde; auch leblose Gegenstände verwandelten sich unter der Hand des Künstlers in Ornamente. Freilich ist gerade diese Art der Entstehung häufig schwer zu erkennen, und sie würde uns vielfach verborgen bleiben, wenn nicht die Bildner solcher Ornamente selbst über deren Ursprung Rechenschaft ablegten, oder wir die Umbildung in ihren einzelnen Phasen verfolgen könnten. Karl von den Steinen, der Erforscher des Ängu-Gebietes, traf hier im Innern Brasiliens auf Indianerstämme, die ihrer ganzen Kultur nach im Steinzeitalter lebten. Auf den Wänden einer Hauptlingshütte sah er einen Fries von Baumrinde, deren schwärzlicher Grund allerhand Zeichnungen, Ringe, Kauten, Dreiecke, Tupsen,



Fig. 3.

Die uraltesten und ureinfachsten Tierformen haben ihren Werth und ihre vorzugsweise gliedernde Bedeutung bis auf den heutigen Tag behalten. Aber nachdem in ihnen erst das Princip der Ausschmückung gegeben war, suchte der rege Geist des Menschen bald nach Erweiterungen dieses begrenzten Formenschatzes. Die Natur selbst bietet solche in den mannigfachen Mustern, mit denen sie ihre Geschöpfe verzieren. Da giebt es buntgezeichnete Früchte und Eier, prächtig gemusterte Vogelbälge, gefleckte und gestreifte Felle, fast geometrisch regelmäßige Schuppenpanzer bei Schildkröten und Fischen. Wie der Mensch sich dieser Fülle in natura freute, so suchte er sie auf seinem Hausgeräth auch bildlich festzuhalten. Mit engen Spiralen dicht bedeckte Gefäße des prähistorischen Aegyptens bringen den Nummulkstenfall der dortigen Gegenden zur Anschauung; andere sehen wir deutlich mit den schwarzen Schriftmustern des Eies der Seeschwabe bedeckt. Auf dänischen Gefäßen der Steinzeit findet sich das tierliche und schöne fünftheilige Ornament des Seeigel-Skeletts, das der Mensch der Borzeit ebenso wie der moderne Badegast aus dem Geröll am Strande oder aus den Kreidelagern hervorsuchte und bewundernd aufbewahrte.

Eine weit größere Anzahl von Ornamenten verdankt ihren Ursprung jedoch der Nach- und Umbildung menschlicher Gestalten und thierischer wie pflanzlicher Gebilde; auch leblose Gegenstände verwandelten sich unter der Hand des Künstlers in Ornamente. Freilich ist gerade diese Art der Entstehung häufig schwer zu erkennen, und sie würde uns vielfach verborgen bleiben, wenn nicht die Bildner solcher Ornamente selbst über deren Ursprung Rechenschaft ablegten, oder wir die Umbildung in ihren einzelnen Phasen verfolgen könnten. Karl von den Steinen, der Erforscher des Ängu-Gebietes, traf hier im Innern Brasiliens auf Indianerstämme, die ihrer ganzen Kultur nach im Steinzeitalter lebten. Auf den Wänden einer Hauptlingshütte sah er einen Fries von Baumrinde, deren schwärzlicher Grund allerhand Zeichnungen, Ringe, Kauten, Dreiecke, Tupsen,

Figuradlinien trug. Diese Figuren waren jedoch nicht willkürlich oder zufällig nach geometrischen Gesichtspunkten hingeworfen, sondern erwiesen sich durch die Namen, die der gefällige Wilde unaufgefordert mittheilte, als sehr vereinfachte Nachbildungen von Naturgegenständen. Es waren Fledermäuse, Pakufische, Kufische, Kochen, noch andere Fische, drei Arten Schlangen und Weiberschürzen. Der Reisende oder sonst ein Europäer hätte das im Leben nicht herausgefunden. — In Polynesien ist keins der unzähligen geschnittenen Ornamente ohne Bedeutung. Sie sind sämmtlich aus Vorbildern entstanden, die der Natur entnommen wurden, und gehen meistens auf Menschen- oder Thierbilder zurück. Diese Kunst des Stillstehens ist den Bewohnern jener Inselwelt häufig so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie spontan bei mäßigen Kriechen zu Tage kommt. Ein überraschendes Beispiel dafür erlebte Max Buchner vor zehn Jahren in Finschhafen bei Neu-Guinea. Dort zeichnete sein kleiner Diener, ein etwa vierzehnjähriger Bursche von der Gazelle-Halbinsel, auf einen großen Kalkstein am Boden spielend in einem halben Meter Länge ein Ornament, das für seine Heimatinsel charakteristisch ist und sich auf allen möglichen Geräthen, auf Fest-Sceptern und Brunt-Artikeln vorfindet. Es stellt eine Gespenstergestalt des Dufdul vor, eines in Melanesien beliebten Maskenspiels, und kann wohl ohne Erklärung kaum noch auf seine eigentliche Bedeutung zurückgeführt werden. (Siehe Fig. 2.)

Es lassen sich gewisse Gesetze aufstellen, nach denen aus Objecten der belebten und un- belebten Schöpfung das Ornament erwächst, gewisse Gesichtspunkte, nach denen die Schöpfer dieser Tierformen, unbewußt natürlich, verfahren. Ein solches Gesetz ist das der Wiederholung. Ganze Reihen einfacher Thier- oder Pflanzenformen, jede einzelne vielleicht schon etwas um- gebildet, wirken ornamental, lassen den Eindruck, den jede für sich machen würde, zurücktreten hinter das Gesamtbild: so wirken z. B. Reihen von Vierfüßlern, Kranichen, Flamingos, Ibisfen auf altägyptischen Thongefäßen. (Siehe Fig. 1.) Ein anderes Gesetz ist das der Verkümmern. Das Ornament muß im Gegensatz zum Kunstwert einfach und leicht ausführbar sein, damit es nicht die Gesamtwirkung des verzierten Gegenstandes aufhebt und nicht allzuviel An- sprüche an die Zeit und Geschicklichkeit des Kunsthandwerkers stellt. Da sehen wir auf altgriechischen Vasen eine Reihe von Kriegern mit großen Rundschilde, jeder ein- zelne gut ausgeführt, jedoch einer genau wie der andere ge- bildet. Sie machen noch nicht den Eindruck des Ornaments. Auf einem anderen, roher ge- arbeiteten Gefäß sind die Rund- schilde schon zur Hauptsache geworden; von den Gewapp- neten sieht man nur noch die grotesk gebildeten Köpfe und die spindeldürren Beine. Ein Schritt weiter, so verschwinden Kopf und Beine, und es bleibt ein Ornament, eine Reihe con- centrischer Kreise zurück, von denen niemand mehr auf den Ursprung schließen könnte. Gerade die menschliche Gestalt hat sich von den alten Ornament- bildnern die größten Willkür- lichkeiten gefallen lassen müssen. Freilich sollte man annehmen, daß bei solchen Verkümmern oder Rückbildungen schließlich das Wesentliche der Gestalt übrig geblieben wäre. Aber was ist das Wesentliche? Dort der Schild, hier eine Naute oder ein Oblong, das Symbol des Kumpfes, da nur der Kumpf, hier die Beine. Auf Schalen- rändern der ersten trojanischen Ansiedelung Schliemann's sehen wir Gruppen von je zwei neben einander stehenden Kreisen mit Mittelpunk, die durch einen senkrechten Strich getrennt sind: die Rudimente menschlicher Ge- sichter ○ | ○. Eine anmuthige ornamentale Umformung des menschlichen Körpers zeigen die auf prähistoischen ägyptischen Vasen sichtbaren Tänzerinnen, Darstellerinnen des sogenannten Bauch- tanzes, der den Orientalen noch heute so großes Wohlgefallen erweckt. (Siehe Fig. 3.) Hier haben wir theilweise Verkümmern, theilweise Wucherung der Urform.

Eine große Rolle in der Ornamentik spielt das Material. Fast immer müssen für ein Material erfundene Ornamente bei der Ueber- tragung auf ein anderes eine nur durch den Stoff bedingte Um- bildung sich gefallen lassen. Die runden Formen der Thongefäße müssen, auf Stein oder Gewebe übertragen, edige Gestalt annehmen. Neben der Anpassung an das Material tritt häufig eine solche an den Raum ein; letztere erzeugt bisweilen sehr hübsche Ornamente.

Manche Gegenden werden, wie schon eingangs erwähnt, durch ihre Ornament-Motive geradezu charakterisirt; so lehrt in dem südlich von der Sahara liegenden Theile Afrikas kaum eines so häufig wieder, wie das der Eidechse, das sich in gewissen Gegenden durch Verkümmern zum — Kreuz entwickelt hat. In Indonesien, wo vielfach Schlangenkult besteht, tritt die Schlange als Ornament in den Vordergrund; die gesammte Form des Kriss, dieser ge- fürchteten malaisischen Waffe, stellt die Schlangenklinie vor. — Zum Schluß sei noch eines merkwürdigen Ornamentes gedacht, das, wie kaum ein anderes, den Archäologen und Ethno- logen Kopfschmerzen verursacht hat: der sogenannten Swastika (卐). Uralt, weit verbreitet, auf allen möglichen Gegenständen dargestellt, was soll sie bedeuten? Das Linearbild des Storches mit ausgebreiteten Flügeln, dieses heiligen Arierwogels, des Seelenverschlingers, — denn Frösche, Mäuse, Eidechsen, Schlangen galten dem primitiven Glauben als Verkörperungen oder Träger der abgestorbenen Seelen, — und Seelenbringers, — das ist er unserer Kinderwelt ja heute noch. Auf Anführerischen Moment-Photographien soll Freund Storch sehr häufig die Form der Swastika zeigen.

Nachdruck verboten.

Ostereier.

Von Hans Förster.

Mit Illustrationen nach Original-Photographien.

stern! Wie die Kinder nach dem Himmel spähen, ob heute die Sonne den Sieg über die Regenwolken davonträgt! Denn nur dann wird sich der Osterhase im Garten einfänden und in den Buchs der Rabatten die schönen bunten Eier legen. Kinder Glaube — Völkerglaube. In uralten Zeiten schon feierten die nordischen Völker den Sieg der Sonne über die Nacht, den Sieg des Frühlings über den Winter. Im germanischen Norden war es Ostara, die Göttin des Frühlings, die zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche ihren Einzug durch das goldene Thor des Himmels hielt. Sie weckte die Natur aus ihrem Winterchlaf, neues Leben grünte und blühte aus der schlummernden Erde empor. Deshalb weihte man ihr als Symbol das Ei, in dem schlummernd die Keime

künftigen Lebens ruhen. Golden, wie die Sonnengöttin selbst, mußte es gefärbt sein, oder roth, wie Donar, der Sonnengott, ihr Genosse am Tische der Götter. Dann kam das Licht vom Orient. Ihm mußten die alten Heidentümer weichen. Aber die alten Gebräuche blieben und verschmolzen mit den Ceremonien des Christenthums. Das Osterei wurde das Sinnbild des Todesschlafes und der Auferstehung Christi. Im Mittelalter erbaute man zu Ostern in den Kirchen das Grab Christi und legte außer einem Kreuze Eier hinein als Symbol der Aufer- stehung. Am Osterfest wurden dann die Eier aus dem Grabe wieder herausgenommen, geweiht und in Prozession umhergetragen. Eine solche kirchliche Weihe der Ostereier hat sich in den slavischen Ländern, besonders in Rußland, wo die Osterfeier eine größere Rolle spielt, als bei uns, bis heute erhalten. Die überlieferten Gebräuche aber dauern überall fort. Ebenso, wie heute noch am Osterheiligabend die Osterfeuer angezündet werden, wie die Bewohner vieler sächsischer und märkischer Dörfer am Ostermorgen den Sonnenaufgang auf einem Hügel er- warten, um „die drei Freudenstränge der aufgehenden Sonne“ zu sehen, so werden noch heute von den Kindern die Eier gesucht, die der Osterhase oder der Osterhahn, beide das Sinnbild der Fruchtbarkeit, gelegt haben. Oder sie kommen aus dem Märchenreiche, aus dem Lande der himmlischen Engel, wie es manches bekannte Sprüchlein andeutet:

Es kommt ein Schiff aus Engelland,
Hat kein Riegel und kein Band,
Und doch zweierlei Bier.

Oder:

Hümpelken, Hümpelken sat op de Bank,
Hümpelken, Hümpelken fiel von de Bank,
Do is keen Doktor in Engelland,
De Hümpelken, Hümpelken kurärn kann.

Weißt aber hat sich der altgermanische Kultus des Osterhasen erhalten. Freilich, seinem gewöhnlichen Weite draußen im Felde kommt das nicht mehr zu Gute, wie ehemals. Den alten Deutschen war auch dieser heilig, sie ahen ihn nicht. So weit treiben wir die Ehrfurcht vor dem Osterhasen nicht mehr. Die Erwachsenen haben sich ja schon längst von ihm emanzipirt. Sie beschenken sich zu Ostern ohne seine Hilfe mit Eiern. In den großen Städten sogar ist in den Strassen und unter allerlei Zierrath das Ei kaum noch zu erkennen. Aber auf dem Lande kommt das einfache Naturei noch zu Ehren. Die Mädchen schiden es ihrem Lieb- sten am Ostermontag. Andere belohnen damit die Burschen für fleißiges Tanzen während des Jahres. In der Nacht vom Ostermontag auf den Oster- montag klopfen die Burschen an die Fenster der Mädchen und holen die Eier, die sie dann am Montag gemeinsam ver- zehren. Gewöhnlich sind sie, wie in alten Zeiten, mit Zwie- belschalen gelb, oder mit Roth- holz roth gefärbt, oft aber auch hübsch bemalt und mit sinnigen Sprüchen beschriftet. In ein- igen Gegenden begnügt man sich damit, die Eier mit fein gefiederten Blättern zu um- wideln und in roth gefärbtem Wasser zu kochen, sodas das Muster der Pflanzenblätter weiß auf rothem Grunde erscheint. An anderen Orten hat sich eine besondere Kunst des Eiermalens ausgebildet. Eine interessante Sammlung bemalter Ostereier beherbergt das Märkische Mu- seum in Berlin. Sie enthält



Bemalte Ostereier.

Aus der Sammlung des Märkischen Museums in Berlin.

unter anderen Ostereier aus den Havel-Dörfern, aus Neu-Vorpommern und der sogenannten Wendel. In den Havel-Dörfern werden seit uralten Zeiten die Eier ausgepustet, mit Wachsen und bunten Papierstücken beklebt und so als Schmuck an den Fischerhäusern aufgehängt. Die pommerschen Ostereier waren Schwaneneier. Jetzt sind sie auch in Pommern durch Hühnererier verdrängt worden. Die Eier, die wir aus der Samm- lung des Märkischen Museums unseren Leserinnen imilde vorführen, stammen aus Ortshäusern von der Oberspree, des Spreewaldes und der Lausitz, aus Bezirken, deren Bevölkerung mit Sorben-Wenden stark durch- setzt ist. Hier, in der Wendel, steht der Kultus der Ostereier noch ebenso, wie bei anderen slavischen Völkern in voller Blüthe. Hier spielt zur Osterzeit Jung und Alt mit den Eiern, wie bei uns die Kinder mit den Murmeln. Wird das Ei eines Spielers von dem eines anderen ge- troffen, so ist es geschlagen, wird austrangiert, und sein Besitzer hat an den Treffer eine kleine Geldbuße zu zahlen. Vor allem aber zeichnen sich die Eier der Wendel durch ihre geschickte Bemalung aus. Das Muster der Zeichnung, die weiß bleiben soll, wird mit Stecknadelköpfen in flüssigem Wachs auf die Eier aufgetragen. Sodann werden sie in Wasser mit Farbstoff gelegt, der sich auf den wachsfreien Theilen niederschlägt. Durch Kochen der Eier wird das Wachs weich, fließt ab, und das Muster erscheint weiß auf den Eiern. Soll auch dieses farbig erscheinen, so erhält das ganze Ei, bevor es mit Wachs bemalt wird, durch Kochen in einer farbigen Lösung erst eine Grundfarbe. Gelb gefärbt wird mit Apfelbaumrinde oder Zwiebelchale, roth mit Cochennille, blau mit Farbhölz, und schwarz mit Erlenröhren. In derselben Weise, wie in der Wendel, werden auch in Tirol, Rußland, Rumänien, Griechenland und gewiß auch noch in manchem anderen Lande die Ostereier bemalt. Als Muster werden am häufigsten Blumen, besonders Bergfarnmeinnicht, Herzen und schnäbelnde Täubchen gewählt. Oft sind die Bilder durch Sprüche erläutert. In ihnen werden alle Töne des menschlichen Gefühls angestimmt, jauchzende Freude, tiefe Traurigkeit, schalkhafter Humor und rührende Zartheit, am häufigsten aber das alte, ewig neue Lied der Liebe. Da wirbt der Bursche, noch scherzhaft, um seine Dien:

Ich wünsche, Liebchen, froh und frei,
Mich Dir, Dich mir zum Osterei.

Das Mädchen nimmt die Sache ernst:

Dies Ei ist rosenroth,
Du sollst mich lieben bis in den Tod.

Darauf der Bursch:

Ob ich Dich liebe? Frage dies Ei,
Das ich Dir sende mit Liebe und Treu!

Schmolzt er einmal, dann muß das Osterei ihn wieder verfühnen:

Einen guten Morgen wünsch' ich Dir,
Ein Osterei geb' ich Dir,
Hab' ich Dich in Form gebracht,
So hat es nur die Lieb' gemacht.



Der neue Segelschiff-Hafen in Hamburg. Nach dem Gemälde von H. Heineke. — Siehe Seite 40.

Gewiß, er wird schon nachgeben, denn:

Das Ei zerbricht,
Die Liebe nicht.

Und schließlich kommt's zur fröhlichen Hochzeit:

Ich, Du, das Ei,
Das sind unser drei,
Theilen wir das Ei,
Bleiben unser zwei,
Einen wir uns zwei,
Bleib's bei Einerlei.

Radbruch verboten.

Die heiligen drei Brunnen.

Novelle von Karl Wolf.



In den Grenzen von Oesterreich, Italien und der Schweiz, im Südwesten der Tiroler Alpen, steigen die gewaltigen Massen der Ortler-Gruppe gegen Himmel. Mächtige Felsenwände, weit vorgeschobene Eisabstürze, weißschimmernde, steil abfallende Schneefelder und endlich die gewaltigen, zerklüfteten Eismassen der Firner bilden da eine Welt eisigen Ernstes.

Und wenn der Beschauer, erdrückt fast von dem Anblick der Massen, bewundernd dasieht, so weckt ihn plötzlich der Donner der abbrechenden Firnlassen und stürzenden Lawinen in dieser Wildnis voll Wechsel in den Gestalten bei aller Eintönigkeit in den Farben.

Da hinauf führt auch die weltberühmte Stillscherjoch-Strasse, die höchste in Europa.

Aus Spöding im Binschgau-Thale zweigt diese Straße längs des Trafoibades ab, vorbei an Prad, vorbei an dem wie ein Adlernest am Berge liegenden Dorfe Stills und an der Feste Gomagoi.

Endlich erreicht man das Bergörtchen Trafoi, 1571 Meter über dem Meere.

Kein Wunder, daß schon seit Jahren dieses wilde, romantische Hochthal, durch die herrliche Kunststraße leicht erreichbar, das Ziel zahlloser Touristen wurde, die sich erfreuen wollten an der Großartigkeit der Hochgebirgswelt, die ihnen hier so nahe gerückt war.

Kein Wunder, daß sich die Fremden-Industrie dieses Ortes bemächtigte, und daß heute neben verschiedenen Gasthöfen ein Hotel ersten Ranges dasieht, mit allem modernen Confort ausgestattet und eingerichtet, und daß im Sommer nicht nur allein der seinen Rucksack und Bergstock tragende Bergsteiger, sondern auch der reiche, vornehme Großstädter dieses Hochberghal bewilligt. Kann er doch hier die Wunder der Gletscherwelt mühelos und vor allem, ohne jede Gefahr genießen. Er kann sogar den Matatsch-Gletscher von der Straße aus in wenigen Minuten erreichen, gelüftet es ihn, nach dem Lunch einen Ausflug zu machen und zum Diner wieder in dem prächtig alpin-geschmückten Speisesaal des Hotels zu sitzen.

Dieses moderne Hotel hat den einen großen Vorzug, discret zu verschwinden und durch seinen Anblick nicht die gewaltige Scenerie der Alpenwelt zu stören. Aber schon lange, bevor noch Hotel und Gasthöfe in Trafoi standen, ward dieses wilde Thal von Wanderern besucht, welche, wie die heutigen Gäste müde der Großstadt sind, müde und traurig waren in ihrem Seelenleben.

Die dunkeln Massen des Stillscherjochs, die glänzenden Eisfelder des Monte Nevio und Cristallo, ferner des Matatsch-Gletschers, des Trafoier und unteren Ortlerfenners bilden einen gewaltigen Thalabschnitt, dessen Tiefe Moränenhöhlen überziehen. In milchweißen Streifen stützen die Gletscherbäche von allen Seiten hernieder, dort wo die schwarze, senkrecht niederfallende Kalkfelswand von Matatsch hervortritt. Dicht an diese Wände herangerückt, am Fuße des Ortlers, steht ein Wallfahrtskirchlein, „Zu den heiligen drei Brunnen“ nennt man es.

Kein Laut ringsum, als das Rauschen der Gewässer und ab und zu das Donnern der Lawinen. Im dreizehnten Jahrhundert soll sich hier aus einem Kloster in Münst ein Beichtiger zur Abkühlung einer schweren Herzenssünde gelüftet haben. Er führte in dieser damals noch schrecklichen Wildnis ein frommes, der Verehrung der Gottesmutter geweihtes Leben.

Die Gottesmutter fand ein solches Gefallen an dem Einsiedler und seiner Neue, daß sie den drei Brunnen, welche aus der Bergwand bei der Kapelle sprudeln, auch eine besondere Wunderkraft verlieh, so ein armes, verzagtes Menschenkind schweres Verzeleid zu tragen hätte.

Unter den vielen wächsernen Füßen und Händen, welche fromme Wallfahrer in der Kirche opfernd aufhingen, findet sich auch manch wächsernes Herz, einige mit einem Dornenkranz umwunden, als Kennzeichen besonderer Leides. Als ganz besondere Gaben aber hängen an der Kapellenwand mit Bändern geschmückte Köpfe, wohl als schwerste Opferpende von so manchem lebendigen Diandl.

Ganz verborgen in einer Ecke der Gnadenkirche hängen ein Paar herrliche, blonde Flechten. Davon möchte ich nun erzählen.

Das schöne Hotel in Trafoi stand noch nicht, und auch nicht die anderen Gasthöfe. Das Thal war weitabgeschlossen, denn die Reisenden unterbrachen damals noch nicht ihre Tour über den Stelvio, sondern hatten es eilig, in die sonnige Ebene Italiens zu gelangen von der anderen Seite des Berges.

Zu dem kleinen Gasthose, unweit der Kirche, hatte man große Vorbereitungen getroffen, denn die ganzen verfügbaren Stuben des Gasthofes waren für eine Familie gemietet, die einen Theil der Einrichtung sogar selbst mitbrachte.

Ein unmenschlich reicher Kaufherr sei es, so erzählte der Kutscher, welcher den eigenen Reisewagen der Herrschaft führte und in den wenigen Stunden der Thalfahrt Gelegenheit gefunden hatte, mit der Jungfer, die an seiner Seite auf dem Boche saß, recht vertraut zu werden.

Das junge, blasse Mädchen, an der Seite ihrer Mutter, sei sehr erkrankt hoch droben im Norden, in der mächtigen, großen Stadt. Es hätte keine Freude mehr gehabt an der herrlichen Musik, welche dort Tag aus Tag ein spielte, keine Freude an den Theatern und sonstigen Kurzweil.

Die Pracht der schönen Zimmer, welche sie dort bewohne,

habe sie schier erdrückt, und Stunden lang habe das arme Mädchen weit draußen im Park gesehnen und auf das Rauschen eines künstlichen Wasserfalles gelauscht.

Der Vater habe gelacht, ob solchem Kranksein, und habe gemeint, da werde er schon einmal mit der richtigen Medicin anrücken, trotzdem die Mutter und der alte Medicinalrath immer besorgter wurden.

Da sei er auch einmal gekommen mit der Medicin. Das sei ein junger, aufgezierter Mann gewesen, der Sohn eines reichen Geschäftsfreundes, mit einer sehr bunten Cravate und einem Glas ins rechte Auge geklemmt.

Da hat sich das Mädchen eingesperrt, tagelang, wochenlang, und ist immer blässer geworden, immer kränker. Endlich habe man die Koffer gepackt und sei hinaus in die Welt und hinein in die Berge gefahren, immer weiter, immer höher. „Du mein Gott,“ so erzählte die schmutze Jungfer, „was sollen wir nur da herinnen in dieser Wildnis, in dieser Einsamkeit?“

Da schmalzte der Kutscher mit der Peitsche, das Echo antwortete in den Bergen, und er begann einen jener leisen, lodenden Jodler, wie die Amseln singen im Frühling:

„Und wenn a Herz einsam ist,
So soll ma's zweifach mach'n,
Und wenn a Diandl traurig ist,
So mach's glei frohlich lach'n!
Zuhe, zuhui, a Bua mit ar Schneid,
Hat a Diandl allweg's g'freut!
Zuhe! Zuhe! Zuheu!“

Ganz leise schlang er seinen freien Arm um die Schultern der Jungfer, und diese schaute vergnügt in das sonnenverbrannte Gesicht des Kesslers und dachte: „Ei, der hätte vielleicht die richtige Medicin für unser armes Fräulein.“ — Das arme, kranke Mädchen im Wagen lehnte sich in das Kissen zurück, schaute träumend hinaus zu der großartigen Bergesherrlichkeit, hinauf zum klaren, blauen Himmel und dachte an einen jungen, blonden Mann, den sie bei einem Sommeraufenthalte im Schwarzwalde kennen gelernt hatte. Er war Forstleve und hatte ihr einmal den Weg aus dem Walde gezeigt, als sie sich auf einem einsamen Spaziergange verirrt. Sie trafen sich dann öfter, und auch die Mutter fand Gefallen an dem jungen Manne, denn sie liebte ihr einziges Kind und kannte nur ein Ziel ihres Lebens, es recht glücklich zu wissen.

Als aber der Vater im Herbst kam, um seine Familie wieder in die große Stadt zu bringen, da bangte der armen Mutter, denn sie fürchtete den Sturm und Jörn des Mannes, der, wie sie wußte, gar stolze Pläne hatte mit seiner Tochter. Aber es kam zu keinem Austritte. Als die Liebenden zogen vor ihm standen und die Mutter mit lieben Worten den Weg zum Herzen ihres Mannes suchen wollte, da lachte dieser ganz unbändig über die pudelnährliche Komödie.

Der Forstleve wurde mit harten Worten aus dem Hause gewiesen, und der stolze Kaufherr nahm am nächsten Morgen Mutter und Tochter mit in die große, nordische Stadt.

Das junge Mädchen aber hatte Mittel und Wege gefunden, ihren Geliebten noch einmal zu sehen, noch einmal an seinem Herzen zu ruhen und ihm zuzusichern: „Dir bleibe ich in treuer Liebe gewogen bis in den Tod!“ Der Vater zürnte und ließ kein Mittel unverzucht, den Starrsinn seiner Tochter zu brechen. Aber alles umsonst. Sie war nicht zu bewegen, dem Sohne des reichen Geschäftsfreundes die Hand zu reichen. Immer blässer, immer kränker wurde sie, bis sich endlich der Medicinalrath ins Mittel legte und dem armen Kinde dadurch Ruhe verschaffte, daß er ihr den Aufenthalt in der Einsamkeit des Hochgebirges verordnete und den strengen, unbengjamen Vater bewog, sein Kind nicht zu begleiten.

Die fremde Familie hatte sich bald eingewöhnt in dem Hochgebirgs-Wirthshause, und das kranke Fräulein hatte in der Tochter der Wirthsleute eine Freundin gefunden, die sie aus ihren immer mehr überhandnehmenden Trübsinn riß und durch ihr munteres, lebensfrisches Wesen gar manches Lächeln erzwang.

Ihr liebster Ausflug war zu dem Wallfahrtskirchlein „bei den heiligen drei Brunnen,“ und in der „Kofel,“ so hieß das Wirthstüchlein, fand sie stets eine willige Begleiterin. Oft und oft saßen die beiden Mädchen auf der Bank vor der kleinen Wallfahrtskirche, und Kofel wußte gar manche Wundergeschichte von dem Gnadenbilde zu erzählen.

Als sie wieder einmal beisammen saßen vor der Kirche, stieg ein junger, kräftiger Bursche in der nationalen Tracht die Steinhalden hernieder. Er war zur Hochjagd ausgerüstet, mit kurzem Stutzen, mit Schneereifen, Eispidel und Fußeisen. Als er die beiden Mädchen zusammensah, stuzte er und zögerte mitten im Abstieg. Aber schon war Kofel aufgesprungen, und ein heller Jauderz klang hinaus zu den Höhen.

Mit einem jubelnden Jodler antwortete der Bursche, und in mächtigen Sägen sprang er den Rest der Halde hinunter. Er war kräftig gebaut, sonnenverbrannt mit energischen Gesichtszügen, und ein Paar blaue Augen guckten so lieb in die Welt, daß man ihm unwillkürlich gut sein mußte.

Als er herankam, zögerte er erst verlegen ein Weilchen und nestelte ein frisches Sträußchen von Alpenrosen und Edelweiss von seinem Hut. Wie ihm aber die Kofel so freundlich entgegenlächelte, schlang er seinen Arm um ihren Nacken und lächelte sie herzlich auf den Mund. Noch von ihm umschlungen, wendete sich Kofel lächelnd zum Fräulein zurück und sagte: „Mir für ungut, der Hans da ist mein Schatz. Den hab' i der Himmelsmutter zu den drei Brunnen abgebetelt. Andernhalb Jahr mag's sein, da hab' i ihr meine Böpfi geopfert. Auf einmal ist's Wunder dagewesen! Der Vater, der früher flucht hat, war vom Hans die Red', hat lei mehr brummt, und seht gar! Wenn i anfang zu reden, daß wir halt heirathen möchten, so sagt er höchstens: o mei, wenn so a Jager lei tauget zu an Wirth! Wenn er lei tauget!“

Sinnend schaute das Fräulein in die kleine Kirche hinein, und zwei Thränen perlten über ihre Wangen. „Weist,“ erklärte Kofel ihren Schatz, „weist, das Stadt-Diandl hat haltern a an Schatz, und die Eltersteut' wollen nit wissen von der W'sicht. I mein halt, sie sollet a rechtes Vertrauen haben auf die Gnadenmutter und ihre schönen Böpfi opfern. Sehn's, da dreht beim Altar hängen die meinigen,“ wendete sie sich nun an das Fräulein, „die mit dem rothen Band. Und schauen's her, wie sie g'wachsen sein, meine Haar. Heut' kennt man schon fast nit mehr!“

„Ja, dös ist a ganz eig'ne W'sicht,“ lachte der junge Bursche vergnügt vor sich hin. „Nei! Kofel ist schon gar aus-

verzagt g'wes'n, weil der Vater von mir nit wissen wollt'. Und da, i hab' rein g'laubt, der Schlag trifft mi', da kummt i an an Sonntag zum Gnadenkirchl', um mi' mit mei'n Diandl auszuplauschen.“

Sie wartet schon auf mi', 's Kofel, aber a Kopstücherl hat's umbunden. Mi' sagt schon a Schreden an! I zlog ihr 's Tuacherl runter, und meiner Seel' und Gott, alle zwei Böpfi sein fort! Klein fort!

Aber die Gnadenmutter hat a Einsichen gehabt. In derselbige Nacht noch, i war g'rad auf'n Aufstiege, um an Gamswechsel auszumachen, kummt mir a Schwärzer unter im Wald droben, dem die Grünspacht (Grenzwächter) scharf auf der Spur waren. Natürl' halt i zum Schwärzer und hilf ihm und sel'm Sack Kaffee in die Sicherheit. Und sehen's, Stadt-Diandl, von der Zeit ab hat der Wirth eingeleben, daß a Jager a brauchbarer Mensch ist. I hab' mein' Dienst kündet, um in fünf Monat' ist Hochzeit!“

Es war schon fast der halbe Sommer vergangen, und in den Wäldern ringsum begannen allerlei Farben zu leuchten. Die Bauersleute trugen die schweren Garben heim von den Feldern, und auf den höher gelegenen Bergwiesen trieb man das Vieh auf die Weide.

Jede Woche mindestens einmal gingen die zwei Freundinnen zum Gnadenkirchlein am Fuße des Gletschers, und immer stellte sich der lustige Jäger ein. Hoch oben auf dem Graswege brannte an manchem Abend ein kleines Feuer, als Zeichen, daß er am nächsten Tage von seiner Jagdhütte absteigen möchte, um sein Liebchen zu herzen.

Einen ganz eigenen Zauber übte die kleine Wallfahrtskirche mit der Gnadenmutter im goldgestickten Gewande auf das kranke Stadtfräulein aus. All die kleinen Notivtafeln, welche von den geschickten Wundern erzählten, hatte sie schon oft und oft gelesen. Jedesmal hatte sie auch die vielen an den Wänden hängenden Krücken betrachtet, die wächsernen Herzen, Hände und Füße.

Wenn Hans und Kofel vor der Kirche auf der Bank saßen und plauderten, da stand sie oft lange Zeit vor dem Altare und blickte hinaus zu dem wunderthätigen Bilde. Wie oft hatte sie mit überquellendem Herzen die Hände gefaltet und den Spruch wiederholt, der allenthalben angeschrieben war: „O Maria, Du Trösterin der Betrübten, in Deinen Schutz und Schirm fliehe ich!“

Eines Frühmorgens erschien der Jäger Hans plötzlich im Hause und begrüßte zuerst die Eltern seines Schatzes, dann machte er dem Kofel ein Zeichen, daß er sie allein sprechen möchte.

Als sich die Liebenden endlich im kleinen Gemüsegarten hinter dem Hause fanden, erzählte Hans: „Da kummt gestern vom Martelthale her, über'n Zufallfenn, a Stadtherr und steigt in mein' Hütt'n 'nein, g'rad als wenn er Schaffer sein thät.“

Kreuz Teuf!, hab' i mir denkt, dös muß so a Forstamtlicher sein, so aner von denen, die drunt in ihre Kanzleien auskopsen und austüfsten, wie mir's heroben im Berg machen sollen. Die Karren! Er ist a so forstmäßig an'zogn' g'wes'n, aber höllisch zammeng'nommen hat ihn die Gletscherwanderung.“

Alsdann hab' i ihm a Glas Enzian geben, und der hat'n aufg'frücht. Er fangt an zu frag'n, über Berg, über Wald, über Jagd und Thal, und enbli a über die Leut'.

I müßi' toan Jager sein, wenn i nit nach a Viertelstund' außerbracht hätt', daß der forstleut'artige Herr der Schatz von Deim Stadt-Diandl sei.“

Da horchte die Kofel hoch auf.

„Weit aus'm Deutschland ist er ihr nach, und ausgetüflet hat er, wo sein Diandl ist. Und auf so ar Kart'n, wo sie die Welt auf'zeichnet haben, hat er sich zammeng'stellt, wie er sein Diandl anschleichen kummt, wie a Fuach des Hühnerstall.“ „Und ist er no droben in der Jagerhütt'?“ stellte nun Kofel die Frage.

„A freilli ist er no da!“ lachte der Jäger. „Förstler und Jager, de geh'n nit glei' ab, wenn sie a Diandl auf der Mude'n haben. Dös weis'i' ja eh,“ lachte er und drückte seinem Schatz einen herzhaften Kuß auf den rosigen Mund.

„A geh, Du mit Dein' Schnauzbart,“ wehrte diese lachend ab und wischte sich mit dem Rücken ihrer sonnenverbrannten Hand über die Lippen. „Jesus Maria!“ jubelte sie aber in der nächsten Minute. „Jesus Maria, werd' da dös Stadfräulein a Freud' haben. Und so weit ist er ihr nach, so weit! Lächelnd schaute sie ihrem Schatz in die Augen. „Du wärst um mi' sicher nit so weit g'rent,“ schmollte sie scheinbar.

Da schmunzelte Hans. „Schau,“ sagte er, „i mein', es is uns beiden lieber, daß mir nit so a Fern' aus'nand' sein. Aber der Herr droben hat mir was mit'geben für sein' Schatz. Aus seinem kleinen, ledernen Geldbeutel entnahm er ein Modallon und reichte es Kofel hin. „Dös sollet dem Fräulein übergeben, und solst ihr ausdrücken, heut' am Abend erwarret er sie bei den drei Brunnen. Weist, i hab' ihm den Weg an'zeigt, den er absteigen muß bis zu der an'brennten Tannen. Jezm soll er warten auf mi', denn über die gache Schwarzwand kann so a Staudentrabler aus'n flachen Land nit allein. Da muß i mir'n schon anhängen.“

Alsdann pflaß Gott, Kofel. So a Botschaft, mein' i, is doch seine fünf Buhlerin werth? Geh, gieb' mir den Bottenlohn, oder soll i mir ihn vom Stadtfräulein auszahlen laß'n?“

„O na, Du Schlangel,“ lachte Kofel und küßte ihren Schatz herzlich ab. „Zahlmeister bei Dir bin i selber.“

„Wünsch' wohl ab'ipeist zu haben,“ brumnte der Wirth, der eben in den Garten trat und das Pärchen überraschte. Mit einem leisen Schredensschrei verschwand das Mädchen ins Haus, während der Jäger lachend auf den Wirth zutrat. „Dank schön, Vater, guat ist's g'weil. Aber was i sagen wollt, geh'n mir wieder a mal um a Sack Kaffee über die Grenz?“

Bedächtigt strich der Wirth mit der flachen Hand die Haare in die Stirne und schaute eine Weile sinnend vor sich nieder. „Jest selb weis' i no nit sicher,“ sagte er, „ob's nit beßer g'wesen wär, die Finanzier hätten mi' damals erwusch'n, als daß i Dir in die Händ' g'rentt bin, weil D' gar nie aufhöst mit Deine Sticheleien.“

„O na,“ lachte Hans, „besser ist's a so. Schau, wenn Di a die Finanzier eing'steckt hätten, Dein Diandl hätt' i do nimmer ausg'lassen!“

„Nachher wird's besser so sein,“ sagte trocken der Alte und schritt ohne weiteren Gruß aus dem Garten. — Es war ein wunderherrlicher Abend. Wie ein Glorionschein lagerten die lepton Strahlen der untergehenden Sonne

über die Gletscher und Schneeflächen. Dunkelblau spannte sich der Himmel über die Bergriesen, und leise hörte man die Schellen der weidenden Rinder auf den Bergwiesen. Die Wasserfälle der Gletscherbäche rauschten, und aus dem nahen Walde hörte man den Ruf des Grünspechtes.

In der Kapelle war es schon fast dunkel, aber angenehm kühl, denn trotz der Nähe der Fener braunte die Augustsonne sehr empfindlich auf die Schutthalde nieder.

In der ersten Bank der Kapelle kniete das blasse Stadtfräulein und hielt ein Päckel in den Händen. Ein schwarzer, um den Kopf geschlungener Spitzenschleier ließ die Blässe des feingeschnittenen Gesichtes noch schärfer hervortreten. In den Augen, die fest auf das Wunderbild am Altare gerichtet waren, schwammen Thränen, welche Zeugniß gaben, daß die einsame Veteran nicht von Freude erfüllt war, bald ihren Heiliggeliebten zu sehen, sondern, daß ihr Herz vor Bangen klopfte, daß sie von einer unbegreiflichen Furcht und Angst ergriffen war.

Langsam erhob sie sich und trat schwanfenden Schrittes zum Altar, an der ersten Stufe in die Knie sinkend.

Aus dem Päckel wickelte sie zwei prächtige, blonde Böpfe und hob sie empor zum Bilde.

„Man hat mich in meiner Jugend zwar nicht gelehrt, zu Dir zu beten, Gottesmutter. Aber das unendliche, große Vertrauen, die hingebende Verehrung, welche Dir das einfache, schlichte Bergvölk entgegenbringt, aus aufrichtigem, gläubigem Herzen, hat auch in meiner Seele den Glauben erweckt, daß Du mir helfen kannst in meinem Jammer.“

Wie die Bergmädchen ihren schönsten Schmuck Dir opfern, Gnadenmutter, so habe auch ich versucht, es ihnen in Demuth nachzutun. Nimm die kleine Gabe an, und wenn ich oft in jugendlicher, verzeihlicher Eitelkeit stolz war auf diesen Kopfschmuck, so sei es Dir ein Zeichen, wie aufrichtig das Opfer gemeint ist, welches ich zu Deinen Füßen niederlege, o himmlische Mutter.

O nimm die Bangigkeit aus meinem Herzen, nimm die Sorge von meiner Seele, die mich erfüllt, anstatt, daß die Freude eingezogen wäre, da ja nun mein heißgeliebter Bräutigam kommt.

O liebste Gnadenmutter, erweiche das Herz meines Vaters, daß er uns vereint, uns, die die Liebe so eng verbunden hat, daß wir nicht mehr von einander lassen können.“

Wie von Müdigkeit übermannt, lehnte sie sich an das Altaraltar, und bald sanken ihre Augenlider zum Schlummer zu.

Die Kofel hatte indeffen einen mächtigen Felsblock erkriegen und hielt Ausguck nach den Männern. Sie war nach Mädchenart sehr neugierig auf das Aussehen des Bräutigams ihrer Freundin und konnte das Eintreffen desselben völlig nicht erwarten. Auf einmal sprang sie aus ihrer hockenden Stellung auf, und wie im jähen Schreden hielt sie die geschlossenen Häufte an die Schläfe. Das Bergmädchen sah die Scene sofort auf, die sie dort an der Waldecke schaute.

Hier Holzstämme trugen auf einer aus Stangen und Waldstreu zusammengesetzten Tragbahre einen Menschen, und einige Schritte vor schritt traurig ihr Hans.

Unbeweglich stand sie da und starrte den Näherkommenden entgegen.

Der Stadtherr hatte nach der Weisung des Jägers die Hütte verlassen und war bis zur angebrannten Tanne, welche man schon von oben sehen konnte, abgestiegen.

Von dort aus begann der gefährliche Abstieg über die schwarze Wand.

Lange sah er da, des Führers harrend. Im hellen Sonnenschein sah er unten im Thale das Kirchlein zu den heiligen drei Brunnen liegen, sah hinaus in das Thal zum Dörslein Trafoi, wo er seine inniggeliebte Braut wußte. All diese Bilder liehen den Forstmann die Schreden der Höchwelt übersehen, und von Sehnsucht übermannt, begann er den Abstieg. Kaum ein Drittel des gefährlichen Weges mochte er zurückgelegt haben, da hörte er aus der Tiefe gellende Pfiffe. Wie Zwerge so klein, standen tief unter ihm dort beim Holzschlag Leute, die winkten ihm warnend zu, denn sie hatten, Hans war mitten unter ihnen, mit Schreden den ungeübten Steiger mitten in der Wand bemerkt, wie er auf einen falschen Weg gerieth. Sie hatten bemerkt, wie er, die ausgetretenen Fußstapfen verlassend, ein Grasband betrat, dessen Erdreich im nächsten Augenblick nachgab und sein Verderben herbeirief.

Vergebens warf er beide Arme in die Höhe, als der Boden unter ihm nachgab, vergebens suchte er einen Halt zu gewinnen, erst rutschte er ein Stück, dann schoß er hinaus über einen Vorsprung, hinunter in die Tiefe. Unrettbar verloren!

„Marie! — Marie!“ schrie er hinaus, als wollte er seine Geliebte herbeirufen, als wollte er sagen, sein letzter Gedanke gelte ihr, das letzte Wort sei ihr Name.

Die abgehärteten Männer der Hochbergwelt erschrafen zwar, aber gewöhnt, dem Tode jeden Augenblick ins Auge zu schauen, begannen sie sofort den Anstieg zur muthmaßlichen Absturzstelle. Zwei der Männer rüsteten sich mit Stangen aus und langen Nichtenzweigen, um sofort eine Bahre für den Todten bereit zu haben, denn sie wußten, einen Lebenden findet man nicht unter den Abgestürzten der Schwarzwand.

Und so trugen sie den Verunglückten auf der Bahre zur Kapelle. Die Verstümmelungen zu verbergen, hatten sie den Leichnam mit Zweigen theilweise überdeckt, die Hände mit einem Alpenrosenstrauch auf die Brust gefaltet.

Als der traurige Zug der Kapelle nahe kam, raffte sich Kofel mit aller Gewalt auf.

Das Stadtfräulein muß ja auf das Unglück vorbereitet werden, denn sie hatte mit Schreden erkannt, daß der Abgestürzte niemand anders sein konnte, als der Bräutigam des Fräuleins. Sie flog förmlich der Kapelle zu.

Geisterhaft anzuschauen stand dort das Fräulein an der Thüre. Die gefalteten Hände auf die Brust gepreßt, stand sie da, die weit aufgerissenen Augen starr in die Ferne gerichtet. Der Abendwind hatte ihr den Schleier vom Kopfe geweht und wühlte nun in dem abgesehenen Blondhaar.

Abwehrend streckte sie die Hände gegen Kofel aus, die sich, erschreckt von ihrem Aussehen, nur zögernd zu nahen wagte. „Ich weiß alles,“ sagte sie mit einer seltsam harten Stimme. „Ich weiß alles, alles. Die Himmelsmutter da drinnen in der Kirche hat mir im Traumbilde meinen Geliebten gezeigt. Auf grüner Bahre schläft er, mit Alpenrosen im Haar, mit Alpenrosen auf der Brust, in welcher sein treues, mir in Liebe ergebenes Herz nicht mehr schlägt. Auf grüner Bahre bringen ihn die Männer zu Thale, so hat es mir die Himmelsmutter im Traume gezeigt. Und hier werde ich auf immer mit ihm vereinigt. Auf immer!“

Langsam näherten sich die Leute mit ihrer traurigen Bürde, und vor der Thüre der Kapelle setzten sie die Bahre zur Erde.

Stumm sank das Fräulein in die Knie und faltete die Hände zum Gebet. Keinen Laut, keine Thräne. Scheu standen die Bergleute im Haufen zusammen, und als Hans einige Trostesworte stottern wollte, wehrte sie ab, fast mit heftiger Gebärde.

„Still, still!“ flüsterete sie. „Seht ihr denn nicht, mein Bräutigam schlummert.“

Langsam beugte sie sich hernieder, immer tiefer. Die abgesehenen Haare fielen ihr links und rechts über die Schläfe. Immer starrer wurde ihr Blick, und das Gesicht glich dem Marmor.

„Endlich vereint,“ flüsterete sie. „Endlich vereint, o Dank, Himmelsmutter! Endlich hat Dir für immer und ewig.“

Dann zuckten ihre Hände plötzlich gegen die Brust, und mit einem Seufzer sank sie auf die Leiche.

Auf den Beben schlich Hans in die Kapelle und zog an der Leine des Glockens, und das Jang mit heller Stimme hinaus in die dämmernde Landschaft:

„Endlich vereint!
Endlich vereint!“

Die Kofel knieten mit der Kofel bei den Verschiedenen, die Gletscher donnerten, und die Bäche rauschten nieder in die wilden Halden des Thales.

Das ist die Geschichte von den herrlichen, blonden Flechten in der Gnadenkirche zu den heiligen drei Brunnen im Trafoierthale. Und erzählt hat sie mir eine wadere Wirtin irgendwo im Tiroler Lande.

Nachdruck verboten.

Mädchenlied.

Da reden sie alle,
Wie bleich mein Gesicht:
Hab' im Traum einen Liebsten,
Im Wachen doch nicht!
Lehn' still und alleine
Oft Stunden am Baum
Und denk' an den Liebsten,
Den Liebsten im Traum.

Und taucht dann die Sonne
Spät abends ins Meer,
Ich lös' meine Flechten,
Sie drücken so schwer.
Es streicht mir der Sandmann
Die Augen gar schnell,
Und dann kommt mein Liebster,
Der wilde Gefell.

Dem König sein Reiter
Auf schraubendem Ross,
So sprengt er hernieder
Von funkelndem Schloß.
Er bindet das Köhlein
Zur Raft an den Baum,
Und ruft mich und küßt mich
Und herzt mich im Traum.

Doch guckt erst die Sonne
Durchs Weinblattgerank,
So reitet von hinnen,
Den lieb' ich umschlang.
Bald hör' ich der Hufe
Schlagen nicht mehr . . .
Ich reibe die Augen, —
Die Kammer ist leer.

Und traurig und sehnend,
So geh' ich zum Baum,
Da hand er sein Köhlein,
Mein Liebster im Traum.
Wie blaß meine Lippen,
Wie bleich mein Gesicht, —
Komm bald auch am Tage,
Sonst find'st du mich nicht!

Fritz Döring.

Nachdruck verboten.

Am Südpol.

Weihnachten 1898.
Berehrte Leserin!

Weihnachten am Südpol, welcher Widerspruch! Ununterbrochen erstrahlen die schneebedeckten Gipfel im Sonnenglanze, spiegelt sich die Mitternachts-sonne in den grünen Wogen des Eismeeres. Hier giebt es keine Weihnacht. Die Stunde, die die nordischen Völker feierten als Anfang der Erlösung von langer Winternacht, die Stunde, in der der christlichen Welt das Licht der Liebe aufging, sie fällt hier in die Mitte des langen, halb-jährigen Sommertages. Freilich, ein Sommertag unserer Heimat ist es nicht. Ueber den Gefrierpunkt ist das Thermometer, so lange wir hier sind, noch nicht gestiegen. Wir? fragen Sie erstaunt. Ja, wir. Ich habe nämlich dieses Mal meine Frau mitgenommen. Auch im Interesse der „Illustrierten Frauen-Zeitung“. Bedenken Sie, ein Dreißigstel der ganzen Erdoberfläche, ein Gebiet, zweimal so groß, wie

Europa, noch ganz unerforscht, und wir in der Mitte. — „da muß sich manches Räthsel lösen, doch manches Räthsel knüpft sich auch.“ Wenn ich Gefahr laufe, Sie mit allzugelehrten Räthseln zu langweilen, da soll meine Frau Halt gebieten.

Also am Südpol haben wir uns festgesetzt. Dieses Mal wirklich festgesetzt. Fest auf dem Gipfel eines mehrere Tausend Meter hohen Berges. Aber hören Sie, welche Ueberraschung! Hier, im Süden, hat die Erdoberfläche wirklich und wahrhaftig ein Loch. Der Berg, in dem die Erdoberfläche ausläuft, ist ein alter Vulkan, sein Gipfel ein tief ausgehöhlter Kratergipfel. Ja, das Panorama ist hier doch anders, als im eintönigen Norden. Wie die Schornsteine einer eingeschneiten Stadt, ragen aus dem unter Schnee und Eis begrabenen Lande die Vulkane empor. Welcher Contrast! Ueber ewigem Eise die rauchenden, glühende Lavaströme ausstößenden Vulkane! Aus Schnee und Firn dampfende Solfataren und Fumarolen! Aber ehe ich Ihnen unsere Umgebung weiter schildere, erst ein paar Worte über unsere Reise hierher. Die großen Südpolar-Fahrer Cook, Ross, d'Urville, Wilkes, Bellingshausen hatten alle ihren Ausgang von der Südspitze eines der Continente Amerika, Afrika oder Australiens genommen. Viel weiter, als bis zum siebzigsten Breitenkreis waren sie nicht gekommen, nur Ross fand, — es sind fast sechzig Jahre her, — im Süden von Neuseeland einen Durchgang durch das Packeis und kam hier über den achtund-siebzigsten Breitengrad hinaus. Vor vier Jahren folgte ein junger Norweger, Borchgrevink, der sich als Matrose auf einen Waldampfer verdingt hatte, seinem Kurs bis in dasselbe offene Meer, das man Rossmeer genannt hat. Hier also war Aussicht, in das unbekannte Südländ einzudringen. Aber dieselbe ungeheure Eismwand, die hundert Meter hoch sich Ross entgegentürmte, versperrte auch uns den Weg. Es war kein Vorwärtskommen. Zurüd also durch Eisberge und Packeis zum Polarkreis. Lange vorher schon hatten wir mit Eisbergen und schwimmendem Scholleneis zu kämpfen gehabt. Und mit was für Ungeheuern von Eisbergen! Bis zu fünfzig Kilometer lang, — die Insel Helgoland hätte auf solchem Eisstück dreißig Mal hintereinander Platz gefunden, — und sechzig Meter hoch. Und dabei ragt doch nur ein Siebentel der Klotze aus dem Wasser heraus! Aber die Stürme bemehstern sie doch. Sie treiben sie ostwärts, so leicht, wie Ruffschalen. In einem Gürtel von zwanzig Breitengraden jagen hier jahrelang, jahrein stürmische Westwinde um den Pol. Die Segelschiffe, die ihre Route von Süd-Afrika nach Süd-Australien und von da nach der Südspitze von Amerika nehmen, gewinnen durch sie stets mehrere Tage. Auch wir überleben uns ihnen. Immer die Packeisante entlang aus dem Stillen in den Atlantischen Ocean hinüber, und weiter durch hundert Längengrade hindurch in das Indische Meer. Hin und wieder einmal ein Stück Küste in Sicht. Jetzt, wir hatten zu drei Viertel den Südpol umkreist, — wurde das Meer freier, die Farbe des Wassers grüner. Hier, südöstlich von den Kerguelen-Inseln, war auch vor fünfundsiebenzig Jahren die berühmte englische Expedition des „Challenger“ bis über den Südpolarkreis hinaus-gekommen, ohne auf Scholleneis zu stoßen. Hier wollen auch die künftigen Expeditionen, die nun schon seit einem halben Jahrhundert geplant werden, aber immer nicht zur Ausführung kommen, versuchen, einzudringen.

Bald lag der siebzigste Breitenkreis hinter uns. Noch ein paar Meilen, da, — Land in Sicht. Die Contouren der Berge sind in der klaren Polarluft aus weiter Ferne sichtbar. Das Südländ ist erreicht. Der Eiswall, der es umgürtet, wird erstiegen, dann vorwärts ins Innere zum Pol. Wer hat nun recht von den Gelehrten? Diejenigen, die behaupten, daß der zwanzig Millionen Quadratkilometer große Raum rings um den Südpol von einem Festland ausgefüllt werde, oder diejenigen, die meinen, ein einziges, großes Südmeer bedecke ihn? Keiner. Der Südpolarkreis umschließt weder einen Continent, noch einen Ocean, sondern einen Archipel, das größte Inselmeer der Erde. Möglich, daß vor längst vergangenen Zeiten hier einmal ein Continent gestanden, von dem große Theile zur Tiefe gegangen sind, jetzt ragen nur noch Inseln aus dem Eismeer empor. Allerdings groß genug, um Eismassen als Unterlage zu dienen, deren abgedrochene Enden uns unterwegs als Eisberge begegneten. Tag für Tag sendet der Himmel gewaltige Schneemassen auf die Inseln nieder, Thäler, Mulden und Schluchten ausfüllend. Unter dem gewaltigen Druck seiner eignen Last thaut der Schnee, verwandelt sich in Firn und Eis, das dann in Gletschern von ungeheuren Dimensionen langsam dem Meere zustießt. In die Küsten der Inseln haben diese Eisströme tiefe Fjorde eingesägt. In einem solchen Fjorde haben wir Station gemacht. Hier ist die Temperatur viel erträglicher, als oben auf dem Südpol. Ja, wenn der Föhnwind in den Fjord hinabfällt, steigt das Thermometer sogar über Null. Diese warmen Föhnwinde allein sind die Ursache des Thauens, von dem die Polarfahrer Ross und Wilkes uns berichteten. Die Sonne allein bringt hier die Temperatur nicht bis zum Hauptpunkt in die Höhe. Diesen warmen Winden verdanken die wenigen bescheidenen Pflänzchen, die sich in die Fjorde gerettet haben, ihr Dasein. Flechten und Moose, wie sie Borchgrevink an der Küste von Viktorialand fand, sind an den schneefreien Felsenwänden der Vulkane nicht selten. In den Ripen der Fjordfelsen aber, wo der Guano der Pinguine, die hier zu Tausenden die Küsten bevölkern, das Erdreich ersezt, finden noch einige Gräser, sogar ein antarctischer Habnen-fuß ihre Lebensbedingungen. — Zur Ernährung von Thieren reichen diese spärlichen Pflänzchen natürlich nicht aus. Kein Wunder, daß ein dem Rennthier des Nordens ähnlicher Pflanzen-fresser hier nicht zu finden ist. Aber an höherem thierischen Leben fehlt es trotzdem nicht in dieser Eiswelt. Myriaden von Pinguinen rutschen schwerfällig über das Scholleneis, befrängen die Küsten, dem Brutgeschäft obliegend oder ihre Jungen gegen die Angriffe der Raubmöven verteidigend. Im Wasser tummeln sich See-Leoparden, See-Elefanten und Seehunde aller Art. Einer besonders, die glänzende Pelzrobbe, ist das Entzücken meiner Frau. Wasserdampf-Strahlen verrathen den Aufenthalt der Wale. In der Luft Röhren und Scheidenschnäbel, hier und da eine Seeschwalbe. Im Innern der Insel dagegen keine Spur von Leben. Von dem eisbärartigen Raubthiere, auf dessen Dasein Ross und Borchgrevink aus den Narben an Seehunden schlossen, ist nichts zu sehen. Die Narben werden sich die Robben wohl im Kampfe mit See-Leoparden geholt haben. Auf alle Fälle sind wir in unserem Blockhaus aus Kiefern-stämmen vor unliebsamen Ueberraschungen sicher. „Kiefern-stämme?“ fragen Sie verwundert. „Sollte bis dahin gar Treibholz . . .“ Nein, verehrte Freundin, weder grünes noch

dürres Holz steht uns hier zu Gebote. Aber vielleicht haben Sie schon davon gehört, daß der norwegische Kapitän Larsen im Jahre 1892 auf der Seymour-Insel, die an der Peripherie des Südpolar-Gebietes, etwa unter dem vierundsechzigsten Breitengrade liegt, große Bestände versteinerten Holzes fand. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß auch diesen eisigen Boden einmal eine wärmere Sonne geleuchtet hat; daß das Land, das jetzt nur an steilen Felsen die Last des Schnees abzuschütteln vermag, einst grüne Wälder und bunte Wiesen trug. Wer weiß, ob sich hier nicht, begraben unter Eis und Schnee, Zeugen eines noch viel wärmeren Klimas befinden, ob nicht jene Gelehrten recht haben, die meinen, daß einstmals auf der ganzen Erde, vom Pole bis zum Pole, ein einziges warmes Klima herrscht habe, etwa so, wie das heutige in den Tropen. Nun, vielleicht wird die geplante deutsche Südpolar-Expedition den Schleier, der über der Vergangenheit dieser Region liegt, etwas zu lüften vermögen. Für uns giebt es noch genug auf dem Lande zu thun. Gestern haben wir einen Ausflug zum magnetischen Nordpol gemacht. Nordpol? Höre ich Sie erstaunt fragen. Nordpol am Südpol? Gewiß, Verehrteste. Unsere Magnetnadel stand da fergengerade senkrecht, das Süden nach unten, also — „Das ist langweilig,“ meint meine Frau, „das interessiert uns Frauen nicht.“ Schade! Die erdmagnetischen Beobachtungen sind eigentlich das Wichtigste der ganzen Südpolarforschung. So lange der Erdmagnetismus hier nicht gründlich erforscht ist, werden uns die erdmagnetischen Erscheinungen auf der ganzen Erde unklar und verworren erscheinen. — Also von etwas anderem.

Morgen haben wir Pähltag. Wir müssen nämlich vierundzwanzig Stunden lang die Schwingungen unseres Sekunden-Pendels zählen; im ganzen sechsundachtzigtausendvierhundert Schwingungen. Alle zwei Stunden lösen wir uns ab. Es handelt sich darum, zu erfahren, ob die Erde wirklich wie eine Pomeranze, und nicht, wie man früher glaubte, wie eine Citrone aussieht. Es steht zwar in vielen Büchern: Die Erde ist nicht kugelförmig, sie ist an beiden Polen abgeplattet. Mit Verlaub, gelehrte Herren, woher wissen Sie denn das? Von der Region um den Nordpol können Sie es behaupten, da hat man Messungen anstellen können. Aber hier, wo sechzehn Millionen Quadratmeter rings um den Pol noch von keinem Menschen Fuß betreten worden sind, woher will man denn wissen, daß die Erde hier abgeplattet ist? Wenn nun jemand behauptete, — und was wird heutzutage nicht alles von dem, was man nicht weiß, behauptet! — die Erde hätte am Südpol eine große Warze, wer wollte es widerlegen? Nun, morgen werden wir konstatiren, ob die Erde hier abgeplattet ist, oder nicht. Macht unser unveränderliches Pendel in vierundzwanzig Stunden sechsundachtzigtausendsechshundert Schwingungen, wie man annimmt, statt sechsundachtzigtausendvierhundert, dann sind wir hier dem Mittelpunkt der Erde ebenso nahe, wie am Nordpole. Wir könnten das auch an der Länge eines veränderlichen Pendels, — „Langweilig!“ — „Erlaube mal, liebe Frau. Muß ich Dir nicht alle paar Wochen die Pendellinse Deiner alten Küchenuhr hinaus- und hinunterschieben, je nachdem die alte Schwarzwaldlerin nach- oder vorgeht? Die Sache ist hier ebenso einfach wie zu Hause in Deiner Küche.“ — „Küche!“ seufzt meine Frau. Haben Sie jemals, verehrte Freundin, deutsche Studenten auf einer Wanderung in der Sommerhitze das Lied singen hören vom „deutschen Kraftwort Kneipe?“ Dann wissen Sie auch, welche Fälle von Erinnerungen und Sehnsucht man in einem einzigen Worte auszubrüden vermag. Küche! Das knisternde Feuer im Herde, der brodelnde Kessel, der Bratenduft! Und hier die rauhe, kalte, dufflose Wirklichkeit. Ja, der Wissenschaft zu dienen, ist schwer. Und da schilt man noch auf die Armen, die die Küche mit dem Lehrsaal vertauschen. — A propos brodelnder Kessel. Wissen Sie, warum das Wasser im Kessel brodelte? Weil fortwährend das wärmere und deshalb leichtere Wasser vom Boden des Kessels in die Höhe wallt. Dieselbe Ursache bewirkt hier den Ausgleich zwischen dem kalten Wasser des Polarmeeres und dem warmen aus fernen Meeren. Schon der „Challenger“ hatte auf seinem erwähnten Vorstoß ins Südpolar-See gefunden, daß sich zwischen zwei warmen Wasserschichten eine kalte befindet. Sie stellt den Abfluß des kalten Wassers vom Pole dar. Es sinkt, abgesehen durch die Verührung mit der kalten Luft und durch schwimmendes Eis, zur Tiefe und wird durch emporkommendes warmes Wasser ersetzt. Welche Kräfte aber die große Circulation vom Aequator zum Pole und vom Pole zum Aequator verursachen, ist uns, wie viele andere Erscheinungen hier, noch völlig räthselhaft. Mit Räthseln aber will ich Sie nicht weiter behelligen. Wir bleiben noch bis Neujahr hier. Dann reisen wir heim. Vorher aber möchten Sie gewiß noch wissen, wie ich meine Reise nach dem Polen bewerkstelligt habe, nach Orten, die vor mir noch nie eines Menschen Auge gesehen hat. Der Grund, weshalb ich Ihnen das bisher verheimlichen mußte, ist nun nicht mehr vorhanden. So hören Sie denn: Ebenso, wie Shakespeare in die Geheimnisse des Himmels eindrang und den scheinbar verworrenen Lauf des Mars beobachtete, ehe ein Astronom ihn bemerkte; ebenso, wie er die Anziehungskraft der Erde erkannte, noch ehe ein Newton sie entdeckte; ebenso wie er den Einfluß der Sonne auf Ebbe und Fluth zu erkennen vermochte, noch ehe ein Gelehrter ihn erwähnte. — Verzeihen Sie den Vergleich mit dem Großen. Auch die Zwergge dürfen von den Riesen lernen. Wir alle haben eine einzige, noch größere Lehrmutter: die Natur. Am Aequator, wie am Pole ist sie unererschöpflich. Sollte es mir gelungen sein, Ihnen aus ihrem ewigen Brunnen ein paar frische Tropfen gehoben zu haben, so sollen die erlittenen Unbilden der Reise mich nicht weiter verdriegen.

Den letzten Gruß vom Pole sendet Ihnen meine Frau.

Ihr treu ergebener
Wilhelm Stofj.

Marie Luise, Fürstin von Bulgarien †.

Der Tod der Fürstin Marie Luise von Bulgarien hat die Herzen ihrer Unterthanen mit tiefer Trauer erfüllt, denn die wohlthätige und hülfbereite Fürstin war im ganzen Lande geehrt und beliebt. Aber nicht bloß im bulgarischen Volke, sondern auch in weiteren Kreisen hat das Schicksal der Fürstin lebhafteste Theilnahme erweckt. Sie starb am 31. Januar infolge der Influenza, nachdem sie am Tage vorher einem Töchterchen vorzeitig das Leben gegeben hatte. Allzufrüh entriß das unerbittliche Schicksal dem fürstlichen Gemahl die Gattin, den vier unmündigen Kindern die liebevollste Mutter, die allein in ihnen reichen Ersatz fand für den der „Fürstin“ spärlich zugemessenen Antheil an Lebensglück. Es ist bekannt, welche Umstände tiefe Schatten in ihr Leben warfen; den steten Seelenkämpfen, die sie bestürmten, konnte die einst so elastische Natur der Fürstin auf die Dauer nicht widerstehen, auch ließ das rauhe Klima Bulgariens sie die heißgeliebte Heimat Toscana und später folgende frohe Zeiten, die sie im Schlosse Schwarzau bei Wiener-Neustadt verlebte, allzufrüh entbehren, und nur voll Sehnsucht gedachte die



Marie Luise, Fürstin von Bulgarien.
Photographie von Carl Flehner, Hof-Photograph in Wien.

Fürstin der glücklichen Jugendtage im Vaterhause, dem weißen Marmorhause Pianore bei Biareggio, von Pinien und Orangenhainen halb verborgen, wo frohes Lachen durch die Hallen tönte, und Sang und Klang den trübsten Tag verschönte. Hier, unter südlich blauem Himmel, war Marie Luise als das älteste der 17 Kinder des „Bourbonen-Herzogs“, Robert von Parma, am 17. Januar 1870 geboren. Ihre Mutter, Maria Pia, geborene Prinzessin von Bourbon-Sicilien, war die erste Gemahlin des Herzogs, der nach ihrem Tode in zweiter Ehe die kaum zwanzigjährige Prinzessin Maria Antonia von Braganza heimführte. Marie Luise verlor ihre Mutter schon im zehnten Lebensjahre; sie fand mit ihren acht Geschwistern an der zweiten Gemahlin ihres Vaters jedoch eine liebevolle Pflegerin, mit der warme Liebe sie bis ans Ende verband. Dem Leben der großen Welt blieb die junge Prinzessin im Genuß fern, dagegen fand sie in dem innigen, ungezwungenen Familienleben im Elternhause, an dessen Spitze, neben dem kunstliebenden, romantisch veranlagten Vater, ihre schöne, feinsinnige und hochbegabte Stiefmutter stand, an den reichen Kunstschätzen des Hauses und an geistigen und musikalischen Genüssen aller Art Anregung genug, um sich nach jeder Richtung hin zu vertiefen. Mit dem Erscheinen des Fürsten Ferdinand von Bulgarien gewann ihr Leben anderen Inhalt. Sie folgte ihm, 23 Jahre alt, als Gattin auf den Fürstenthron von Bulgarien, in ein fernes fremdes Land, das ihr mit seinen rauhen Sitten die alte Heimat nie ersetzen konnte, und von dem es sie in der Folge mehr als einmal fortzog, um daheim im Vaterhause noch einmal jung und froh zu sein, wie auch, um an verschiedenen Kurorten, u. a. mehrmals in Veaulieu bei Nizza, ihre häufig wankende Gesundheit zu stärken. Ihre Kinder, — es waren inzwischen die Prinzen Boris und Cyril und, nach der, durch ihre Schwiegermutter, die Prinzessin Clementine von Coburg veranlasseten Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl, die Prinzessin Eudoxia geboren, — begleiteten die Fürstin Marie Luise, wohin sie auch ging. Fast eifersüchtig wachte sie über ihnen, über ihrem Ältesten, ihrem Schmerzenskind, den starren Politiker in ihr, der

strenggläubigen Katholikin, fremder Glaubenslehre aufzuwachen ließ, und mit rührender Zärtlichkeit dankten sie der Mutter Liebe. Auch im verflochtenen Jahr weilte die Fürstin mit ihren Kindern wieder mehrere Monate in Genthof, weil sich schon seit längerer Zeit ernste Gesundheitsstörungen bei ihr geltend machten. Ihrer Heimkehr nach Sofia folgte bald die schwere Erkrankung, der sie erliegen sollte. Ihr echt frauenhaftes, stilles Dulden, ihre tiefe Frömmigkeit, ihr reiches Geben und Wohlthun gewannen der jungen Bulgarenfürstin längst überall die wärmste Sympathie und die Liebe ihres Volkes, das seine Fürstin nie vergessen wird, denn mit der Verstorbenen ist ein wahrhaft edler Charakter dahingefahren. E. S.

Nachdruck verboten.

Der neue Segelschiff-Hafen in Hamburg.

Nach dem Gemälde von H. Heineke. — Siehe Seite 37.

Handel und Industrie haben in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland einen gewaltigen Aufschwung genommen. Mit dem Aufblühen der deutschen Industrie wuchs auch der Handel, und je mehr neue Absatzgebiete erschlossen wurden, desto kräftiger konnte sich wiederum die Industrie entfalten. Dieser Aufschwung fällt am meisten in den Nord- und Ostsee-Häfen in die Augen, vor allem aber in Hamburg. Der Hamburger Hafen ist nicht nur der größte, sondern auch der verkehrsreichste in Deutschland; aus aller Herren Ländern kommen Schiffe, um die Erzeugnisse ihres Landes gegen die des deutschen Fleißes einzutauschen. Bug an Bug liegen sie im Hafen, und fleißige Menschen sind von früh bis spät damit beschäftigt, die Waren ein- oder auszuladen. Dem Binnenländer wird schier schwindlig, wenn er das unruhige Gesehe mit ansieht, wenn die verschiedensten Sprachen an sein Ohr schlagen, das schrille Pfeifen der Dampfschiffe, das Rasseln der Dampfträhne und das Rollen der ab- und zufahrenden Frachtwagen. So geht es jahraus, jahrein; und nur im Winter wenn die Elbe mit Eis bedeckt ist, tritt mehr oder weniger Ruhe ein. Während der Winter auf der Ostsee wegen des Fehlens von Ebbe und Fluth verhältnismäßig friedlich ist, zeigt er sich auf der Nordsee in ganz anderer Weise. Die Fluth treibt hier mächtige Eisschollen in die Elbe-Mündung hinein, die den Schiffen sehr gefährlich werden können. Es ist schon öfter vorgekommen, daß Schiffe, die es wagten, trotz des Eisganges die Elbe hinauszufahren, in nächster Nähe des Ufers hilflos im Eise zu Grunde gegangen sind. Deshalb bleiben kleine Schiffe lieber ruhig im Hafen liegen und warten „bis bessere Zeiten kommen“. Unser Maler zeigt uns den Hamburger Segelschiff-Hafen im Winter. An beiden Ufern liegen die Schiffe, und die segellosen Masten ragen gespenstisch zum Himmel. Man könnte glauben, alles Leben sei entflohen, wenn man nicht den kleinen Dampfer der See-Polizei sähe, wie er sich durch die Eisschollen zwingt um die freie Rinne in der Mitte des Stromes zu erlangen. Der Verkehr auf der unteren Elbe stockt übrigens auch im strengsten Winter nicht ganz. Die großen eisernen Schiffe sind in der Lage, den Kampf gegen das Eis aufzunehmen, dann aber hat man besonders konstruirte Schiffe gebaut, — die sogenannten Eisbrecher, — die das Fahrwasser stetig offen halten. Die Eisbrecher sind stark mit Eisen beschlagen, die sanft ansteigende Krümmung von Kiel und Vordersteven befähigt sie, sich auf die Eismassen hinaufzuschieben und sie durch ihr Gewicht zu zerbrechen. Die Fahrt eines solchen Eisbrechers bietet einen sehr malerischen Anblick. Krachend bricht die starke Eisbede, die Schollen schlagen polternd gegen die Schiffswand und werden kräftig zur Seite geschleudert, und behängt mit großen Eisklumpen folgen die gelbten Schiffe dem Eisbrecher in dem schmalen Fahrwasser, eines hinter dem anderen, bis endlich kleine Boote und Fischerkähne als Nachhut in den Hafen einlaufen.

Redaktions-Nachrichten.

Junge Leserin in Halle. — Mit der Handschriften-Bearbeitung befaßt wir uns nicht, wir legen der Graphologie nicht die Bedeutung bei, die ihr von manchen Seiten zugemessen wird.

Marie P. in Karlsbad. — Gewiß, die Metalle sind porös, sie lassen sich zusammendrücken, sodaß sie nach dem Hämmern, Prägen u. s. w. einen kleineren Raum als vorher einnehmen. Als man f. B. Versuche anstellte, ob das Wasser sich zusammendrücken ließe, schloß man zu diesem Zweck Wasser in eine Silberkugel hermetisch ein und versuchte nun, der Kugel eine andere Gestalt zu geben. Nach jedem Schläge zeigte sie sich an ihrer Oberfläche wie mit Thau bedeckt — das Silber ließ kleine Mengen Wasser hindurch, — die Porosität der Metalle war hiermit bewiesen.

Junge Hausfrau in Bromberg. — Daß Sie nach dem Genuße von Krachmandeln erkrankt sind, hat eine besondere Ursache: Um Krachmandeln und Nüssen ein gutes Aussehen zu geben, werden sie von den Producenten geschwefelt. Auch alte und verdorbene Nüsse werden durch dieses Verfahren wieder marktfähig gemacht. Durch das Schwefeln wird aber nicht nur die äußere Schale, sondern auch die Haut der Kerne gelblich, und die chemische Untersuchung hat ergeben, daß in 100 Gramm Nüssen 16 Milligramm, in 100 Gramm Krachmandeln 13 Milligramm schwefelige Säure enthalten sind. Wir empfehlen Ihnen daher, den Genuß von Nüssen und Krachmandeln zu beschränken; kleinere Mengen thun keinen Schaden.

Thea in China. — Wenden Sie sich an Herrn Dr. D. Daffar in Berlin, Reichstagshaus Nr. 1. Geben Sie uns bei Ihrer Anwesenheit in Deutschland Ihre Adresse, wir werden Ihnen dann noch ausführlich schreiben.